

Interview: Nicht-Kabarettist Roland Düringer über das Leben als ein IGH

eco **nomy**

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

28. 5. 2010 | € 2,-
N° 84 | 5. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 052036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien



Der Spiegel der Gesellschaft

Je freier die Kunst, umso reifer die Gesellschaft. In Österreich wird der Kunstbetrieb immer mehr zu einem diskussions- und qualitätslosen Massenspektakel.

Forschung: Kunst-Uni Wien – Digital Art Compositing als neues Studium Seite 8

Technologie: Die Polaroid-Ära – Die Lust am Überraschungseffekt Seite 12

Wirtschaft: Kunstsammler – Das Tagebuch des Herbert L. Seite 22

Dossier: Musik – Sex, Liebe und Rock 'n' Roll ab Seite 29



Das Besondere ist nicht, die Nr. 1 zu sein,
sondern, sie zu bleiben.



Die Nr.1 im Kartenzahlungsverkehr.

PayLife macht das Zahlungsleben der ÖsterreicherInnen moderner, einfacher und sicherer. Bei Innovation im Kartengeschäft steht PayLife seit 30 Jahren an der Spitze: von der Karte über das Bankomat System bis zur neuen PayLife Bankomat-Kasse.

Alle Infos finden Sie auf www.paylife.at

PayLife. Bringt Leben in Ihre Karte.



Quickonomy

Das Kunstwerk als Wertpapier.....5

Der Kunstmarkt ist rund 20 Milliarden Euro jährlich schwer. Sammler und Galeristen bestimmen, Künstler immer weniger.

Der schöne Beigeschmack.....6-7

Kunsthändler Gerald Ziwna im Interview über den Mut, Kunst zu sammeln, die andere nicht kennen.

Vorhersehbare Kassenschlager.....23

Mit Software, die Musikkompositionen auf ihre Hittauglichkeit prüft, dämmen Labels heute ihre Werbebudgets ein.

Vom künstlichen Totenschädel.....25

Damien Hirst und Reid Peppard provozieren und polarisieren. Vom Spagat zwischen Kunstschaffen und Geldscheffeln.



Staatliche Alimente für die Kunst..... 26

Die Republik Österreich fördert ihre Künstler mit sparsamen 90 Millionen Euro pro Jahr.

Rockmusik trifft Klimaschutz..... 31

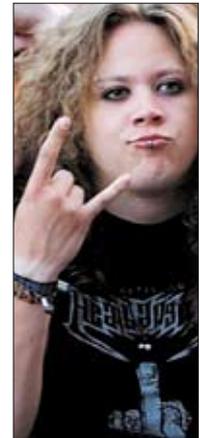
Wer Bands wie die Rolling Stones hört, ist Klimaschützer. Die Green Music Initiative macht Musik umweltverträglich.

Wettlesen um gefüllte Socken..... 35

Nur fünf Minuten, um den eigenen Text vorzutragen: Poetry Slams sind literarische Wettkämpfe um die Publikumsgunst.

Konservierte Kunst..... 37

Kunstwerke sind nicht selten von unschätzbarem Wert. Restauratoren nehmen gekonnt heikle Eingriffe daran vor.



Kommentare

Pro: Brotlose Kunst..... 40

Arno Maierbrugger begründet, für wen Künstler Werke schaffen und warum dies unverfälscht bleiben muss.

Contra: Hungerkünstler..... 40

Margarete Endl plädiert für Kunstförderung, damit auch mittellosen Künstlern Kunstschaffen ermöglicht wird.

Kommen und zahlen 40

Christine Wahlmüller über die Problematik von Landesausstellungen, wo Besucherströme vor Qualität gehen.

Die Kunst vermitteln..... 41

Karlheinz Essl über die Geschichte seiner Sammlung und den Wunsch, diese Welt mit anderen zu teilen.

Voller Vertrauen..... 41

Anita Zieher über Improvisation und die Spielregeln für das gemeinsame Spiel auf der Bühne.

Ende des Booms 41

Richard Schubert über Trends in der Balkan-Musik und die späten Reaktionen des Musikjournalismus.

Standards

Editorial4

Special Wissenschaft und Forschung... 10-11

Special Innovation 14-20

Analyse38

Buchtipps, Schnappschuss, Termine.....39

Letztens trafen wir42

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.,
1010 Wien, Gonzagagasse 12/12

Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak (cc)
Redaktion und Autoren: Ralf Dziobowski, Margarete Endl, Arno Maierbrugger,
Emanuel Riedmann, Alexandra Riegler, Gerhard Scholz, Christine Wahlmüller
(cws), Anna Weidenholzer

Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: DPA/EPA/White Cube
Special Innovation: Sonja Gerstl, Christian Stemberger
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer; Lektorat: Elisabeth Schöberl

Druckauflage: 26.682 Stück (Jahresschnitt 2009)
Druck: Wilhelm Bzoch GmbH, Hagenbrunn

Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 20 Euro, Studenten- und Schülerabo: 15 Euro



**Alle Ausgaben im
Heftarchiv auf
www.economy.at**

Werte Leser,

das breite Spektrum Kunst und (Musik-)Kultur bildet den Schwerpunkt dieser Ausgabe. Kunst als Anlageinstrument sowie damit verbundene monetäre Aspekte und die Rolle von Sammlern, Galeristen und Kuratoren dabei behandelt Arno Maierbrugger im Aufmacher. Die Situation und Entwicklung des österreichischen Kunstmarkts und die zunehmend problematische Rolle der österreichischen Museen erläutert der Kunstexperte Gerald Ziwna im Interview. Christine Wahlmüller beleuchtet die größte Musik- und Kunst-Uni der Welt in Wien. Das vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung initiierte, umfangreiche Programm zur Entwicklung und Erschließung der Künste und erste diesbezügliche Projekte hat Sonja Gerstl unter die Lupe genommen. Im Wirtschaftsteil behandeln wir mit dem Kunstsammler Herbert Liaunig den „Fitzcarraldo an der Drau“ und dazu den Wirtschaftsfaktor Kunst. Vom Spagat zwischen Kunstschaffen und Geldscheffeln am Beispiel Damien Hirst und Reid Peppard handelt ein Artikel von Emanuel Riedmann. Und wir stellen Ihnen Etsy vor, das künstlerische Pendant zu Ebay. Alexandra Riegler hat international recherchiert, wer und was auf diesem Marktplatz der Kunst gehandelt wird. Sex, Liebe und Rock 'n' Roll bilden die inhaltlichen Schwerpunkte im Dossier zum Thema Musik. Margarete Endl schildert die Karrieren von Patty Smith und Robert Mapplethorpe. Für das Ressort Leben hat sich Ralf Dziobowski die Arbeit von Restauratoren im Kunsthistorischen Museum angeschaut. Und letztens hat dann noch Gerhard Scholz den Nicht-Kabarettisten Roland Düringer getroffen. Wie gewohnt wünschen wir informativen Lesespaß. Christian Czaak



Editorial**Christian Czaak**

Keine Wertschätzung für die österreichische Kunst im eigenen Land. Wiederbelebung von Künstlervereinigungen und Atelierfesten.



Das aktuelle Programm der großen österreichischen Bundesmuseen und der privaten Museen und Ausstellungsräume spiegelt den Stellenwert der österreichischen bildenden Kunst in Österreich wider. Die großen Bundesmuseen setzen vorwiegend auf internationale Künstler: Markus Lüpertz und internationale Meisterwerke der Moderne aus der Sammlung Batliner in der Albertina. Die internationalen Schauen „Changing Channels“ und „Abstrakte Avantgarde“ im MUMOK. „Interventionen“ der

Amerikanerin Karen Kilimnik im Belvedere. Kunst aus Korea im MAK. Internationale grafische Konzepte im Künstlerhaus. Im Gegensatz dazu werden Österreicher nahezu ausschließlich in privaten Museen präsentiert: „Die österreichische Aquarellmalerei“, Otto Mühl und Josef Maria Olbrich im Leopold-Museum. Max Weiler, Bruno Gironcoli und Herbert Scheibl im Essl-Museum. „Kunst in Österreich von 1945 bis 1980“ im Liaunig-Museum. Kritiker meinen entsprechend, dass Direktoren und Kuratoren von Bundesmuseen ihre Rolle immer mehr als Bestandteil eines international vorgegebenen Museenprogramms sehen und dass dies auch für Museen gilt, die eigentlich die Verpflichtung haben, bildende Kunst aus Österreich zu bringen. Um bei den Besucherzahlen auf der sicheren Seite zu sein und den öffentlichen Geldgebern hohe Auslastungen präsentieren zu können, werden immer mehr nur bekannte ausländische Namen präsentiert. Die Rolle, noch nicht so bekannte heimische Künstler zu präsentieren, übernehmen engagierte Privatsammler wie Rudolf Leopold, Karlheinz Essl oder Herbert Liaunig. Abhilfe schaffen würden mehr Geld (und damit mehr Unabhängigkeit vom Zwang der Auslastung) und neue Steuermodelle für Kunstinvestoren wie in Amerika, was in Ansätzen bei Banken und Versicherungen schon funktioniert.

Eine weitere Eigenheit des österreichischen Kunstmarkts ist die Tatsache, dass bei der Präsentation von österreichischen Künstlern immer nur dieselben rund 300 Namen gezeigt werden. Kritiker wie der Kunstexperte Gerald Ziwna (*siehe auch Interview auf den Seiten 6 und 7*) wünschen sich für die Präsentation von österreichischen Künstlern „weniger subjektive Auswahlkriterien und mehr Mut zur Aufarbeitung von bildenden österreichischen Künstlern, die noch keinen Namen haben, aber trotzdem qualitativ hochwertig sind und auch international mithalten könnten“. Die Anzahl von lebenden und verstorbenen österreichischen Künstlern mit einem entsprechend qualitativ hohen, aber noch nicht aufgearbeiteten Schaffenswerk wird auf mindestens 10.000 geschätzt. Dazu gehören auch bildende Künstler und Manufakturen im Bereich Keramik und Porzellan wie Susi Singer, Kitty Rix oder Eduard Klablana und Michael Powolny sowie Augarten und das Ensemble der Wiener Kunst- und Keramischen Werkstätte. Um nur einige Österreicher zu nennen, die in diesem Segment weltweit unerreicht blieben. Die Albertina zeigte Anfang Mai trotzdem lieber Werke aus der Porzellanmanufaktur Meissen.

Schön und wichtig wäre aber auch mehr Eigeninitiative von Künstlern selbst. Insbesondere Künstlervereinigungen wie früher Hagenbund und eine Wiederbelebung von Wiener Künstlerhaus und Secession wären gefragt. Auch große Atelierfeste mit entsprechend (multi)medialer Inszenierung zur käuflichen Präsentation einer neuen Schaffensperiode oder eines Zyklus fehlen.



Foto: APA/Roland Schlager

Viel für nichts

Eine Stadt mit Kultur zum Nulltarif.



Ralf Dziobowski

„Wien ist anders“ wirbt ein Slogan. Stimmt. Wien ist ein Gesamtkunstwerk. Stimmt auch, denn Kultur ist in der Donaumetropole omnipräsent. Was die Stadt zu bieten hat, ist beeindruckend. Einen Vergleich mit anderen europäischen Hauptstädten muss sie nicht scheuen, im Gegenteil: Wien ist einzigartig. Auf mehr als 120 Bühnen gibt es täglich Aufführungen. Die Palette reicht vom klassischen Welttheater über zeitgenössische Produktionen bis hin zu avantgardistischer Schauspielkunst.

„In Wien stehen mehr als 60.000 Sitzplätze Abend für Abend im Bereich Theater und Musik zur Verfügung“, betont Bürgermeister Michael Häupl (SPÖ). Rund 20 Mio. Menschen besuchen pro Saison mindestens eine Kultureinrichtung in Wien. Und haben dabei die Qual der Wahl. Die Kulturverantwortlichen städtischer und privater Einrichtungen können getrost behaupten, viel für nichts, aber nie etwas umsonst zu tun.

Geschenke für die Bürger

Ob Eröffnung der Wiener Festwochen, Donauinsel-Fest, Europa-Konzert der Wiener Philharmoniker in Schönbrunn, Musikevents am Karlsplatz – mit Topereignissen werden Einheimische wie Gäste verwöhnt. Das Besondere: Für diese Veranstaltungen benötigt man kein Ticket. So auch für das Filmfestival am Rathausplatz, das jeden Sommer bis zu 700.000 Menschen an-

lockt. Ein solches Ereignis über drei Monate hinweg sucht europaweit seinesgleichen.

Ins neunte Jahr geht 2010 die weltweit einzigartige Aktion „Eine Stadt. Ein Buch“, bei der die Stadt Wien anlässlich der Messe „Buch Wien“ alljährlich 100.000 eigens nachgedruckte Exemplare eines Buchs an ihre Bürger verschenkt. Spaß am Buch und Lesen soll damit angeregt werden.

Die Messe „Jeder für Jeden“ findet heuer bereits zum siebenten Mal statt. Bei freiem Eintritt gibt es jede Menge Information über Einrichtungen und Vereine und das breite Angebot der Stadt Wien. Doch damit nicht genug: Im Museum für Angewandte Kunst, das als Kulturinstitution einen hervorragenden Ruf nicht nur in Österreich genießt, heißt es an allen Samstagen im Jahr: Eintritt frei! Auch der ORF bietet samstäglich im Radiokulturhaus Grátisblicke hinter die Kulissen.

Moderate Eintrittspreise

Aber nicht nur zum Nulltarif, sondern auch „für kleines Geld“ lässt sich in Wien ein ganzes Füllhorn Kulturelles entdecken, erleben und genießen. Wie beispielsweise im Burgtheater, das viel beachtete Inszenierungen auf die Bühne bringt, die sich sowohl wohlhabende Abonnenten als auch arme Studenten dank moderater Eintrittspreise im unteren Segment leisten können. Das gibt es nicht überall und manchmal zuallerletzt in der Provinz. Auf wunderbare Art haben sich in Wien also zwei getroffen: Kultur findet Stadt.

Das Kunstwerk als Wertpapier

Der internationale Kunstmarkt ist rund 20 Milliarden Euro jährlich schwer. Es ist ein Geschäft, das von Sammlern, Galeristen, Investoren und Kuratoren bestimmt wird, weniger von den Künstlern selbst. Doch Selbstvermarktung spielt eine wichtige Rolle.



Arno Maierbrugger

Das teilweise romantische Klischee des genialen Künstlers, dem Zeit seines Lebens Anerkennung versagt bleibt und der verarmt in einem Dachstübchen stirbt, hat heute im modernen Kunstbetrieb mehr oder weniger ausgedient. Die zeitgenössische Kunstszene wird von den Mechanismen des internationalen Kunstmarktes bestimmt, und dieser ist rund 20 Mrd. Euro jährlich schwer.

Der offene Markt für Kunst ist eine Funktion des Kunstschaffens in demokratischen Marktwirtschaften. Kunst ist zur Ware geworden, wie eine Aktie, mit der Sammler, Galeristen, Auktionshäuser und Spekulanten versuchen, Geld zu machen. In der New Economy des Kunstmarktes begeben zeitgenössische Künstler ihre Werke wie ein Wertpapier, und die Preisbildung rund um ein Werk folgt einem komplexen Zusammenspiel zwischen den Protagonisten des Kunstmarktes und der Fähigkeit des Künstlers selbst, sich und sein Werk zu vermarkten.

Im Gegensatz zur eher solitären Kunstauffassung des „intellektuellen“ Künstlers, der den Kunstmarkt verachtet und Kunst als Selbstverwirklichung, als individuell-kreativen Akt, als verklauulierte Antwort auf Gesellschaft und Ästhetik sieht, ist der Kunstschaffende der Postmoderne eher Eklektizist, der die Grenzen zwischen Design, Popkultur und Hochkultur verschwimmen lässt.

Preisfindung heute

Ein wesentliches Merkmal des modernen Kunstmarktes ist es, dass die avantgardistische Rolle des Künstlers kaum mehr wichtig ist. Die Beurteilung von Wert und Relevanz eines Kunstwerkes hat nichts mehr mit einem Eliteverständnis zu tun, wie es zu Beginn der Moderne der Fall war. Heute werden Wert und künstlerischer Impetus



Der Kunstmarkt folgt den Regeln von Angebot und Nachfrage wie andere Märkte auch. Trends und progressive Werke spielen keine so wichtige Rolle, klassische „Anlagegüter“ sind bei Investoren gefragt. Foto: EPA

eines Werkes von einem komplexen Netzwerk aus privaten Sammlern, Auktionshäusern, Kunstberatern, Museumskuratoren und Kunstkritikern bestimmt, und im Wesentlichen geht es darum, kurzfristige Modeströmungen von nachhaltigen Werken zu unterscheiden – im Sinne einer gewinnbringenden Geldanlage.

Den letzten Rekordpreis bei einer Auktion erzielte allerdings nicht das Werk eines aufstrebenden jungen Künstlers, sondern ein Bild von Pablo Picasso aus dem Jahr 1932, das kürzlich bei Christie's für 106,4 Mio. Dollar (86,2 Mio. Euro) versteigert wurde. Damit holte Picasso den bisherigen Rekordhalter Alberto Giacometti ein, von dem eine Skulptur im Februar 2010 um 104 Mio. Dollar versteigert wurde.

„Wir beobachten, dass vor allem die großen Namen gesammelt werden: Picasso, Monet, Matisse, Roth-

ko. Alles, was einen nachweisbaren Erfolg bei Auktionen hat, befindet sich auch im Fokus der Käufer“, sagt Simon Shaw, Vizepräsident des

Auktionshauses Sotheby's in New York.

„Das, was jetzt auf dem Kunstmarkt ist, kann man mit dem vergleichen, was auf dem Aktienmarkt als ‚Blue Chip‘ bezeichnet wird – Aktien von

namhaften, soliden Unternehmen, die in den Indizes gelistet sind“, beschreibt Shaw die derzeitige Situation auf dem Kunstmarkt.

Kreditkrise fordert Opfer

Ab Mitte 2005 erlebte der Kunstmarkt einen wahren Boom, mit der Kreditkrise folgte 2008 jedoch die Ernüchterung in Form einer markanten Korrektur. Viele Auktionshäuser reagierten auf das negative Umfeld, indem sie weniger oder weniger teure Objekte in ihren Katalog aufnahmen oder dem Verkäu-

fer keinen Mindestpreis mehr garantierten, erklärt Juliette Lim Fat, Analystin bei der Credit Suisse.

„Die Tage, als Kunstwerke in Sekundenschnelle den Besitzer wechselten, sind längst vorbei. Die Käufer wiederum zeigten sich zurückhaltender, weil ihr Vermögen 2008 und Anfang 2009 durch die Aktienbaisse geschmälert worden ist“, so Fat.

Ein wesentlicher Teil der Grenzkäufer von (zeitgenössischer) Kunst waren nämlich in den vergangenen Jahren erfolgreiche Hedgefondsmanager und sehr vermögende Privatpersonen aus Schwellenländern. Mit der Korrektur im Kunstmarkt boten sich allerdings Sammlern, die länger nicht aktiv und damit nicht am jüngsten Boom beteiligt waren, auch attraktive Gelegenheiten. Zudem bleibt den Interessenten nun mehr Zeit, sich mit einem Bild zu befassen, bevor sie eine Kaufentscheidung treffen.

Kunst, so Fat, sei für ein ausgewogenes Anlageportfolio weiterhin von Interesse, unter anderem zur Diversifizierung und Inflationsabsicherung.

„Die Tage, als Kunstwerke in Sekundenschnelle den Besitzer wechselten, sind längst vorbei.“

JULIETTE LIM FAT,
CREDIT SUISSE

Kaufen, was einem gefällt, als persönliche Bereicherung – der Mut, Kunst zu sammeln, die andere nicht kennen – die Qualität eines Bildes und das Aussterben von Atelierfesten: der Wiener Kunsthändler Gerald Ziwna im Gespräch mit *economy*.



Der schöne Beigeschmack

Christian Czaak

Was die bildende Kunst betrifft, werden in Österreich bei Auktionen und Messen immer Werke von denselben österreichischen Künstlern angeboten und gehandelt. Experten schätzen den kleinen Kreis der angebotenen Namen auf maximal 300 Personen. Die Zahl der lebenden und verstorbenen österreichischen bildenden Künstler von hoher Qualität und mit einem entsprechend umfangreichen Schaffenwerk wird aber mit mindestens 10.000 Namen angeführt. Gerald Ziwna, Experte für die klassische Moderne, arbeitet seit 15 Jahren die Nachlässe von umfangreichen Werken österreichischer Künstler auf. Nach der erfolgreichen Aufarbeitung des Nachlasses von Alfred Kornberger wurden bei der letzten Kunstmesse im Künstlerhaus erstmals Werke aus dem Nachlass von Leopold Ganzer präsentiert.

economy: 80 Mio. Euro wurden kürzlich bei einer Auktion in New York für einen Picasso erzielt, 6 Mio. Euro für einen alten Meister in Wien. Geht es mit den Kunstpreisen wieder bergauf?

Gerald Ziwna: Die Kunst hat nicht wirklich gelitten. Bedingt durch das wirtschaftliche Umfeld haben Sammler in der Vergangenheit etwas gebremst. Der Kunstmarkt zeichnet sich aber dadurch aus, dass Einbrüche immer nur kurz andauern und rasch überwunden werden. Zumindest ist jetzt der Ansatz zu spüren, dass die Kunstkäufer wieder mehr Vertrauen in eine beständige Investition haben.

Welche Trends gibt es national und international, sind etwa die alten Meister wieder im Kommen?

Die alten Meister haben in den 90er Jahren das Interesse der Sammler verloren. Jetzt holen sie wieder auf, und das gilt insbesondere international. Generell steht aber



Kunsthändler Gerald Ziwna mit einem Bild von Alfred Kornberger, dessen nun aufgearbeitetes Werkverzeichnis mit dem Titel *Der Akt als Innovation* über 1300 Ölbilder beinhaltet. Foto: Andy Urban

die Kunst nach 1945 im Mittelpunkt, die klassische Moderne. Auch das wiederum primär international.

Wer kauft heutzutage Kunst?

Das sind einerseits öffentliche Institutionen wie internationale Museen und große Privatsammlungen, die manchmal auch in Verbindung mit Museen kaufen. Bei den Nationalitäten sind es England und die USA. Andererseits boomt der asiatische Raum in den letzten fünf Jahren geradezu. Es gibt aber auch viele russische Sammler, die großen Wert auf europäische Kunst legen und auch in Wien kaufen. Die wichtigsten internationalen Drehscheiben im Kunstmarkt stellen aber weiterhin London und New York dar.

Was ist mit Österreich als Kunsthandelsstandort?

Österreich ist ein kleiner Markt, aber mit großem Potenzial. Es gibt viele Sammler, und viele davon sammeln österreichische Kunst.

Der Nachteil ist, dass es einen gewissen Namenshandel gibt ...

... und weitgehend immer dieselben österreichischen Maler gehandelt werden. Gibt es außer Lassnig und Rainer keine anderen guten Österreicher?

Es gibt sehr viele gute österreichische Maler. Meine Frau und ich arbeiten gezielt Nachlässe österreichischer Maler auf. Wir suchen entsprechend qualitativ hochwertige Künstler. Ich möchte hier unsere letzten zwei Nachlässe von Alfred Kornberger und Leopold Ganzer nennen. Beide hatten schon zu ihren Lebzeiten einen hohen künstlerischen Stellenwert, waren aber im Kunstmarkt nicht verankert.

Das erscheint aber nicht logisch.

Viele Künstler sind von ihrer Natur her eher zurückhaltend. Sie bilden nur einen kleinen Kreis, wo sie handeln, teilweise mit öffentlichen Institutionen oder ausländischen Sammlern. Sie sind gar nicht inter-

essiert an der Zusammenarbeit mit dem Kunstmarkt, etwa in Form von Galerien.

Stichwort Nachlässe: Sie haben viele Jahre eine Galerie in der Wiener Innenstadt betrieben und sich dann auf Nachlässe spezialisiert. Allein das Werkverzeichnis von Alfred Kornberger weist über 1300 Ölbilder auf. Bei der letzten Kunstmesse im Wiener Künstlerhaus haben Sie erste Bilder aus dem umfangreichen Werk von Leopold Ganzer präsentiert. Warum tut sich ein erfolgreich etablierter Kunsthändler so einen Aufwand an?

Wir arbeiten schon seit 15 Jahren Nachlässe mit Schwerpunkt klassische Moderne auf, etwa Franz Elsner oder Carl Unger. Es ist in der Tat ein großer Aufwand, zeitlich und finanziell. Mit der Auflösung der Galerie können wir uns nun ganz auf die Nachlässe konzentrieren und hier auch internationale Sammler ansprechen, die Wert auf qualitativ

auf qualitativ hochwertige österreichische Kunst legen, welche eben noch nicht entsprechend aufgearbeitet ist. Das Verhältnis Qualität zu Preis/Leistung ist hier besonders interessant.

Das heißt, neben der Liebe zur Kunst gibt es schon auch einen kommerziellen Aspekt?

Natürlich, das Verhältnis Qualität zu Preis/Leistung ist bei der Aufarbeitung von ganzen Nachlässen besonders interessant und für Sammler somit auch entsprechend attraktiv.

Thema Kunst als Investment: Wie baut man eine Sammlung auf?

Ich sage immer meinen Kunden: Man soll nie Kunst kaufen, nur um Wertigkeit zu sammeln. Kaufen soll eine persönliche Bereicherung sein, es braucht einen Bezug zur Kunst, und man soll nur das kaufen, was auch gefällt. Die Wertigkeit muss primär eine seelische sein. Das Investment und seine Vermehrung ist dann der schöne Beigeschmack.

Was wünschen Sie sich für die österreichische Kunstszene?

Schön und wichtig wäre, wenn es wieder mehr Kunstvereinigungen gäbe, so wie das früher der Fall war, und damit meine ich nicht nur die Wiener Werkstätten. Das war auch einmal der Sinn des Wiener Künstlerhauses und der Wiener Secessi-on. Zur Jahrhundertwende gab es die Kunstschau, nach dem Krieg dann den Hagenbund. Es gibt aber auch selten große Atelierfeste, wo Sammler eine neue Schaffensperiode oder einen Zyklus sehen und kaufen können. Ideal ist aber ebenso das Internet als Plattform der Präsentation, die ja gleichfalls ständig wächst. Aber es liegt auch sicher daran, dass viele Kunstsammler zu wenig Mut und Interesse zeigen, für Neues und Unbekanntes aufgeschlossen zu sein. Darüber hinaus wäre es gut, wenn die Medien mehr darüber berichten würden, in einer fast alltäglichen Aufklärung und Kunstbegleitung, die dann ins Bewusstsein der Menschen übergehen kann. Kunsterwerb ist zwar in einer gewissen Preisklasse ein Privileg, aber nicht unerschwinglich.

Was macht ein qualitativ gutes Bild aus?

Bei jedem Kunstwerk gibt es ein Qualitätskriterium. Egal ob alter Meister, klassische Moderne oder zeitgenössische Kunst. Nehmen wir ein expressives Stilleben, Früchte und Krug liegen vor dem Künstler. Ist das Bild im Kopf fertig, gelingt ein Werk aus einem Guss. Ist es mental nicht fertig, und der Künstler wusste nicht so ganz, wie er den Krug expressiv richtig darstellt, fängt er am Malgrund zu experimentieren an. Das sieht und spürt man, dass der Künstler das Gewollte nicht umsetzen kann, denn er beginnt mit der Farbe zu patzen, worunter die Qualität leidet.

Muss ein guter Künstler akademisch gebildet sein, oder gibt es auch gleichwertige Autodidakten?

Gute Künstler, die nicht auf der Akademie waren, die sich also selbst geformt haben, können den gleichen Stellenwert haben wie die bestausgebildeten Künstler einer Akademie.

Nochmals zum Kunststandort Österreich: Bei den großen österreichischen Kunstauktionen fällt auf, dass viele Objekte ins Ausland gehen. Fehlt es den Österreichern an Kunstverständnis?

Nein, das kann man so nicht sagen. Da Österreich ein kleines Land ist und das Käuferpotenzial, so wie international, generell gering ist, schlägt sich das folglich auch auf dem Kunstmarkt nieder. Die österreichische Kunst selbst gelangt nur gemäßigt ins Ausland. Ausnahmen sind österreichische Nachbarländer, die schon auch bildende Kunst aus Österreich kaufen. Nicht vergessen bei ausländischen Kunden darf man ausgewanderte Österreicher.

Sie haben anfangs die Rolle der Museen auf dem Kunstmarkt erwähnt. Finden Sie diese zufriedenstellend?

Nein, hier gibt es großen Verbesserungsbedarf, weil die zuständigen Kuratoren oder Direktoren nicht nur auf Qualität achten oder auf eine spannende Präsentation österreichischer Künstler, sondern vermehrt ihre Aufgabe als Leiter eines Museums in einer Weltstadt sehen, in der weiteren Folge des vorgegebenen internationalen Museenprogramms. Das gilt insbesondere für Museen, die eigentlich die Verpflichtung haben, bildende Kunst aus Österreich zu bringen. Auch Künstler, deren Werk eben noch nicht komplett aufgearbeitet ist.

Welches Museum ist hier gemeint?

Zum Beispiel die Österreichische Galerie, wo es eigentlich den Auftrag schon immer gab, österreichische Kunst zu fördern und zu präsentieren. Leider sucht man heute generell nur die großen ausländischen Namen, um bei den Besucherzahlen auf der sicheren Seite zu sein.

Dadurch leidet die österreichische Kunst. Es gibt schon auch Ausstellungen österreichischer Künstler – die werden aber subjektiv und nicht qualitativ ausgesucht. In der Albertina könnte man ebenfalls mehr Österreicher aufarbeiten, die noch keinen Namen haben, aber hochwertig sind und international mithalten können. Das müsste man doch mit Stolz fördern. Dafür haben sich etwa Rudolf Leopold oder Karlheinz Essl und nun auch Herbert Liaunig immer eingesetzt, sie besitzen den Mut, noch nicht so bekannte Künstler zu erwerben und in ihren Museen vorzustellen. Aber muss da erst ein Privater ein Museum bauen können, um unsere heimischen Künstler zu fördern?

„Viele Kunstsammler haben zu wenig Mut für Neues.“

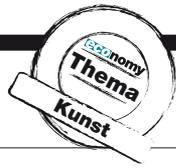
„In der Kunst hat alles seine Berechtigung.“

Die Langversion ...

... des Interviews finden Sie auf: www.economy.at



„Das Verhältnis Qualität zu Preis/Leistung ist bei der Aufarbeitung von Nachlässen besonders interessant und für Sammler entsprechend attraktiv.“ Foto: Andy Urban



Von Komponist bis Filmemacher

Die größte Musik- und Kunst-Uni der Welt (MDW) steht in Wien. Heute kämpft sie um ihre Vielfalt, für Innovationen und ein moderneres Image sowie für mehr Forschungsgelder. Neue Studienangebote wie Digital Art Compositing schaffen auch intern neue Formen der Zusammenarbeit.

Christine Wahlmüller

„Innovation aus Tradition“ – mit diesem Leitbild, das auch gleich Einblick in ein Spannungsfeld gewährt, strebt die Wiener Universität für Musik und darstellende Kunst (MDW) nach Vielfalt in Kunst, aber auch Wissenschaft.

„Wir haben 24 Institute im Haus, unser Angebot ist sehr breit, es reicht von Musikausbildung im Instrumentalstudium und Gesangsausbildung über Schauspiel im Max-Reinhardt-Seminar und Filmakademie bis hin zu pädagogischen Studienrichtungen und Forschungsinstituten. Zudem haben wir über 1000 Veranstaltungen im Jahr“, erklärt Claudia Walkensteiner-Praschl, Vizerektorin für Lehre und Frauenförderung an der MDW.

Campus als Weg in die Zukunft

Erst 2004 wurde die als elitär-konservativ geltende Kunst- und Musikhochschule mit dem Universitätsstatus praktisch eine Etage höher befördert, auch örtlich gab es eine Veränderung: Zentraler Sitz der MDW ist heute die renovierte ehemalige Veterinärmedizinische Uni in Wien-Landstraße. Die Adresse passt perfekt: Anton-von-Webern-Platz, benannt nach dem österreichischen Komponisten und Kappellmeister.

Von den rund 3000 Studenten sind knapp zwei Drittel Frauen, zudem ist die Wiener Musik- und Kunst-Uni vor allem international begehrt: Fast die Hälfte der Studenten kommt aus dem Ausland. Eine Aufnahmeprüfung – an anderen heimischen Unis ein „heißes Eisen“ – ist hier obligat und allseits akzeptiert. Wer diese Hürde geschafft hat, darf sich über harte, aber gute Studienbedingungen freuen. Total überfüllte Hörsäle gibt es



Berühmt ist die Wiener Kunst- und Musik-Uni für ihre klassische Instrumentalistenausbildung. Die Uni ist international hoch angesehen: Rund 50 Prozent der Studenten kommen aus dem Ausland. Foto: MDW

einfach nicht. Dafür eine Vielzahl von Standorten, über ganz Wien verteilt, die aber in den nächsten Jahren sukzessive abgebaut werden sollen. Der Campus im dritten Bezirk wird noch weiter ausgebaut. Die Bologna-Struktur mit der Dreiteilung des Studiums in Bakk, Master und PhD wurde zwar eingeführt, „gilt aber in einigen Bereichen wie etwa im Instrumentalbereich oder im Reinhardt-Seminar nicht“, verweist Walkensteiner-Praschl auf das Mitbestimmungsrecht der Institute.

Neben der Lehre wird versucht, vermehrt die Forschung zu forcieren. Beim neuen Förderprogramm zur Entwicklung und Erschließung der Künste (PEEK), das vom Forschungsförderungsfonds (FWF) abgewickelt wird, hat die MDW für eines der ersten sieben bewilligten

Projekte den Zuschlag erhalten. „Quo vadis, Teufelsgeiger?“ ist ein Projekt zur Karriereförderung von Musikern. Dabei wird künstlerische Praxis (im Kompetenzlabor) mit reflexiver Auseinandersetzung (Karierecoaching) verbunden. „Wir haben zudem eine eigene Forschungsförderungsinitiative gestartet und 1,5 Millionen Euro vergeben“, berichtet Walkensteiner-Praschl.

„Wir haben eine eigene Forschungsförderungsinitiative gestartet und 1,5 Millionen Euro vergeben.“

C. WALKENSTEINER,
VIZEREKTORIN MDW

Beispielhaft für den Innovationswillen ist das Projekt „NeW_AiR“ (New experimental Ways_Artists in Residence) des Instituts für Komposition und Elektroakustik. Ziel ist es, den Studierenden eine tief greifende praktische und theoretische Auseinandersetzung mit den führenden Bewegungen der Kunstmusik des 21. Jahrhunderts zu ermöglichen (Live-Video, Noise Music,

Turntablism, Numusic, Sampling Art, Openspace Music). Wichtig dabei ist eine vernetzte, institutsübergreifende Zusammenarbeit.

Übergreifend sind auch einige neue Angebote, etwa die Reihe Musikwirtschaftsdialoge der MDW in Kooperation mit Ö1 (nächster Termin: 9. Juni, MDW), ein neuer Lehrgang für Kulturmanagement oder das im Herbst an der Filmakademie eingeführte Studium „Digital Art Compositing“. Neben der Filmakademie Baden-Württemberg ist die Wiener Filmakademie damit europaweit die einzige universitäre Ausbildungsstätte. Ziel ist es, das gesamte Potenzial von „Compositing“ zu erforschen und weiterzuentwickeln. Alle filmischen Fachbereiche wie Buch, Regie, Kamera, Schnitt und Produktion spielen dabei eine wichtige Rolle. „Wir wollen bis 2014 insgesamt noch an Reputation und Standfestigkeit gewinnen“, hat sich die Vizerektorin hohe Ziele gesteckt.

Zuverlässig. Anpassbar. Ihr flexibles Netzwerk.



“ Die von uns entwickelte Netzwerkinfrastruktur basiert auf wirtschaftlichen und effizienten OmniSwitch-Produkten, die eine Vielzahl an Services ermöglichen. ”

Choi Gab-Bong, Leiter der Elektronik- und Kommunikationsteams bei Seoul Metro

Jetzt ist der optimale Zeitpunkt: Passen Sie Ihre Netzwerk-Infrastrukturen an die Anforderungen Ihres Unternehmens an!

Machen Sie es wie Seoul Metro und vertrauen Sie auf Alcatel-Lucent.

Mit unseren erstklassigen **Netzwerklösungen** schaffen wir optimale Voraussetzungen für flexible Infrastrukturen, die Unternehmen Effizienz und Reaktionsfähigkeit ermöglichen.

Die Produktreihe **Alcatel-Lucent OmniSwitch™** steht für uneingeschränkte Interoperabilität und unterbrechungsfreien Betrieb im Netzwerk. Zudem können Sie hierdurch Ihren Energieverbrauch und Ihre Kommunikationskosten dauerhaft senken.

Wie Seoul Metro, werden auch Sie ein **dynamisches Unternehmen**.



Alcatel·Lucent 

Ästhetische Grundlagenforschung

Das Wissenschaftsministerium fördert mit PEEK die Entwicklung und Erschließung der Künste.

Sonja Gerstl

Die Vorgaben sind ambitioniert, das Vorhaben selbst könnte internationale Vorbildfunktion erlangen. Schließlich geht es im neuen seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung initiierten und vom Wissenschaftsfonds FWF administrierten „Programm zur Entwicklung und Erschließung der Künste“, kurz PEEK, um nichts Geringeres als um die gezielte Förderung der ästhetischen künstlerischen Grundlagenforschung. Einer wissenschaftlichen Disziplin also, die bislang lediglich zu den positiven Begleiterscheinungen des universitären Betriebs zählte.

Ausgangspunkt der Überlegungen zu PEEK war, dass es hierzulande zwar wissenschaftliche Forschung über Kunst gebe, doch der große Bereich von künstleri-

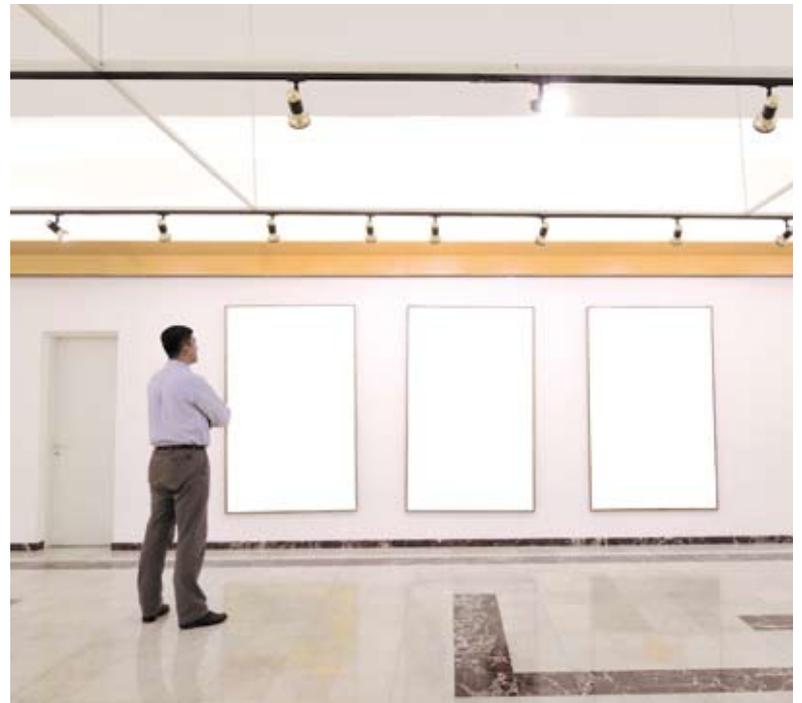
schem Tun, das mehr ist als Kunstproduktion, würde bei derlei Überlegungen unberücksichtigt bleiben. Vereinfacht ausgedrückt: Gefördert werden sollen von nun an Innovationen, die künstlerische Produkte hervorbringen.

Fragwürdige Monopolstellung

Welche Relevanz ein derartiger Schritt für das künftige künstlerische Schaffen des Landes hat, unterstrich Gerald Bast, Rektor der Wiener Universität für Angewandte Kunst, anlässlich eines Pressemeetings Anfang Mai. Demnach sei die Entwicklung der Künste bislang ausschließlich durch Galerien und Sammler gesteuert worden. Diese Monopolstellung des Markts bei der Entscheidung, was „gute Kunst“ ist, sei seiner Meinung nach grundsätzlich „äußerst fragwürdig“. „Die Kunstunis müssen wieder Player in der Kunstentwicklung sein und nicht nur Lieferanten von Kapital für den Kunstmarkt“, so Bast.

Ende des Vorjahrs wurden die ersten Projekte vom Kuratorium des FWF auf Basis der Empfehlungen des internationalen PEEK-Boards unter der Vorsitzführung von Dame Janet Ritterman bewilligt. Dieser Tage endete die Einreichfrist für den nunmehr zweiten Call. Erwartet wird ein ähnlich großes Interesse, wie das schon bei der Ausschreibung des Vorjahrs der Fall war, zumal Österreichs Kunstuniversitäten und außeruniversitäre Einrichtungen sich diese Chance ganz sicher nicht entgehen lassen, um ihr vorhandenes Forschungspotenzial öffentlichkeitswirksam ins rechte Licht zu rücken.

Konkret hat PEEK die Förderung von innovativer Arts-based Research hoher Qualität zum Ziel, wobei künstlerische Praxis eine zentrale Rolle spielt. Künstlerisch Forschende sollen sich durch diese Initiative explizit angesprochen fühlen, ihre Idee in den Wettbewerb um Projektmittel einzubrin-



Bislang haben Galerien und Sammler die Entwicklung der Künste gesteuert. Ein neues Förderprogramm soll dem entgegenwirken. Foto: Photos.com

PEEK

Am Programm zur Entwicklung und Erschließung der Künste (PEEK) beteiligen kann sich jeder, der in Österreich künstlerisch-wissenschaftlich aktiv ist und über eine entsprechende Qualifikation verfügt. Vorausgesetzt wird neben einer hohen künstlerisch-wissenschaftlichen Qualität auf internationalem Niveau auch ausreichend freie Arbeitskapazität und die notwendige Infrastruktur, sprich: Anbindung an eine universitäre oder außeruniversitäre Einrichtung, welche die Unterstützung beim Projekt und die Qualität der Ergebnisse gewährleistet.

Die maximale Förderdauer beträgt 36 Monate, die Höhe der Förderung richtet sich nach dem jeweiligen Projekt. Die Ausschreibung erfolgt jährlich, jeweils im Frühjahr. Der nächste Call findet 2011 statt.

gen. Bereits in der im Vorfeld von PEEK durchgeführten „Letters of Interest“-Phase wurde ersichtlich, wie groß der Bedarf an einem derartigen Programm ist. Rund 200 Konzepte wurden dem Beirat vorgelegt.

Internationales Vorzeigeprojekt

Alexander Damianisch, PEEK-Verantwortlicher im FWF: „Bald war klar, dass mit der Ausschreibung des Programms – nicht nur aufgrund der zahlreich eingegangenen Interessebekundungen, sondern auch bezüglich ihrer Bandbreite an Themen und der unterschiedlichsten institutionellen Settings – ein Nerv der am Grenzbereich zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Praxis tätigen Community berührt worden war.“

Das wiegt umso mehr, da es bislang international kein vergleichbares Förderinstrumentarium gibt, der FWF damit also absolutes Neuland betreten hatte. „Ich freue

mich, dass PEEK von den künstlerisch Forschenden so gut angenommen wird und nun bereits die zweite Ausschreibung erfolgt ist. Mit PEEK erweitern wir die Basis für die Forschung und entwickeln die künstlerische Forschung in Österreich wesentlich weiter“, so Wissenschafts- und Forschungsministerin Beatrix Karl (ÖVP). Mit PEEK wurde eine langjährige Forderung der Kunst- und Musikunis umgesetzt. Karl unterstreicht weiters den Stellenwert für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Rahmen des Programms.

Besonders erfreulich ist aus Sicht der Ministerin auch, dass PEEK nicht nur in Österreich erfolgreich gestartet wurde, sondern bereits im Ausland als Anstoß für ähnliche Überlegungen wahrgenommen wurde. Wie ernst es allen Beteiligten mit dieser neuen Art der „Kunstförderung“ ist, dokumentiert zudem der heuer erstmals vergabene Kunstpreis (siehe Seite 11).

Special Wissenschaft und Forschung

Ein Zeichen für die Kunst

Das Förderprogramm PEEK ist nicht die einzige Maßnahme, die seitens des Wissenschaftsfonds gesetzt wird, um Forschung und Wissenschaft in der Kunst mehr Öffentlichkeit zu verschaffen. Heuer wurde erstmals auch ein eigener Kunstpreis vergeben.

Sonja Gerstl

Wer nach forschenden Künstlern sucht, muss das auch öffentlich kundtun. Der Wissenschaftsfonds FWF hat es sich im Rahmen des „Programms zur Entwicklung und Erschließung der Künste“ (PEEK) zur Aufgabe gemacht, die künstlerische Forschung nicht nur zu fördern, sondern auch zu stimulieren.

Für entsprechende Aufmerksamkeit sorgten dieser Tage nicht nur die Teilnahme von PEEK auf der Wiener Kunstmesse „Viennafair“, sondern auch die erstmalige Verleihung eines Kunstpreises.

Künstlerische Gesamtposition

Der FWF-Kunstpreis ist mit 10.000 Euro dotiert. Marcus Geiger ist der erste Künstler, dem diese Auszeichnung zuteilwurde. Laut Jurybegründung wird damit die „künstlerische Gesamtposition“

von Marcus Geiger gewürdigt. Die Arbeiten des im Aargau (Schweiz) geborenen, seit 20 Jahren in Wien lebenden Künstlers hätten immer „einen typischen Witz, weil die Gravität des beanspruchten Werkstatus unterlaufen wird.“ Als exemplarisches Einzelwerk wurde sein Bild „20er Haus – 21er Haus“ ausgewählt, ein Schnappschuss von der Baustelle des Museums im dritten Wiener Gemeindebezirk, an dessen Stelle ein neues entstehen soll.

„Mit ‚20er Haus – 21er Haus‘ hat Marcus Geiger für seinen Schnappschuss ein tief in die österreichische Institutionengeschichte eingeschriebenes ‚Found Object‘ gewählt. Die Arbeit lässt sich gleichsam als Kippbild lesen, insofern die Baustelle als Ruine erscheint, gleichzeitig aber etwas im Entstehen Begriffenes antizipiert, zumal das 20er Haus nach Abschluss der Sanierungsarbeiten das 21er Haus



FWF-Präsident Christoph Kratky überreicht Marcus Geiger den neuen Kunstpreis. Foto: FWF/Seumenicht

sein wird“, so das Statement der Fachjury des FWF-Kunstpreises.

Dieses Bild zielt heuer alle FWF-Printprodukte wie etwa den Jahresbericht. Bekannt wurde Marcus

Geiger unter anderem durch die rote Färbung der Wiener Secession im Jahr 1998.



Digitales und Reales

Die ersten von PEEK geförderten Projekte werden bereits umgesetzt.

Sieben Projekte wurden im Rahmen des ersten PEEK-Calls mit einer Summe von 1,8 Mio. Euro gefördert. Eines davon hat der österreichische Medienkünstler Peter Weibel, Vorstand des Zentrums für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe und Lehrender an der Universität für Angewandte Kunst in Wien, eingereicht.

Weibel will gemeinsam mit Künstlern und Forschern aus Wien und Graz mithilfe digitaler Medien eine Methodik entwickeln, Skulpturen zu schaffen, die den fortgeschrittenen Raumvorstellungen der Wissenschaft – etwa schwarzen Löchern oder der String-Theo-

rie – entsprechen. Anlässlich einer Pressekonferenz Anfang Mai erklärte Weibel, dass PEEK „für österreichische Verhältnisse ein kleines Wunder“ sei, da die Wissenschaft der Kunst lange Zeit keine Innovationen zugetraut habe.

Kunst vom Chirurgen

Ein anderes Projekt der Wiener Universität für Angewandte Kunst widmet sich zeitgenössischen Praktiken des Porträtierens. Diese beschränken sich nämlich keineswegs auf künstlerische Formen, sondern beziehen die chirurgische Wiederherstellung des Gesichts mit ein. Ausgehend vom Selbstporträt und

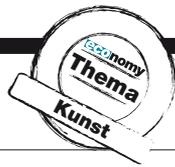
der Präsentation des Selbst im Alltag wird dabei das menschliche Ausdruckspotenzial untersucht.

Weitere Projekte sind „Quo vadis, Teufelsgeiger?“ (Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien), „Bionametics – Architektur und Muster aus der Natur“ (Universität für Angewandte Kunst, Wien), „Webschiffe, Kriegspfade“ (Institut für die Wissenschaften vom Mensch, Wien), „Die Choreografie des Klanges“ (Universität für Musik und darstellende Kunst, Graz) und „Public Space 2.0 – Räume, die der Vernetzung folgen“ (Universität für künstlerisches und industrielles Design, Linz). *so*

Special Wissenschaft und Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 60

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Sonja Gerstl



Die Lust am Überraschungseffekt

Der Instantfilm ist tot, lange lebe der Instantfilm: die Polaroid-Ära und ihre Auferstehungshelfer.

Alexandra Riegler

Weltweit eine Mrd. Sofortbildkameras soll es gegeben haben, als Polaroid 2008 seine Filmproduktion einstellte. Danach begann für Analogfotografen das große Horten von Restbeständen alter Filme – bis vor Kurzem.

Zu den Fertigungsstätten, die Polaroid aufließ, zählte auch eine Fabrik im niederländischen Enschede. Ein Team um den Wiener Künstler und Unternehmer Florian Kaps übernahm mit Unterstützung privater Investoren die gesamte Gesellschaft und sicherte sich für die nächsten zehn Jahre die Nutzung der Fabrik. Das Ziel: die Entwicklung eines neuen Instantfilms. Tref-

fender Name des Vorhabens: The Impossible Project.

Sofortbilder werden ohne äußere Einwirkung entwickelt, der Film ist ein Hightechprodukt. Die teure Herstellung schlug sich auch zur Blütezeit der weiß eingerahmten Fotos in den 70er und 80er Jahren im Verkaufspreis nieder. Als die digitale Fotografie Ende der 90er Fuß fasste, brachen bei Polaroid die Verkaufszahlen weiter ein.

Künstlerisch und hochwertig

Ende April 2010 präsentierte The Impossible Project schließlich neue Filme: PX 100 und PX 600 Silver Shade/First Flush sind experimentelle Schwarz-Weiß-Filme, die höchst sensibel auf Lichtmenge

und Entwicklungstemperatur reagieren. Das Überraschungsmoment gilt dabei als Gegenbewegung zum Digitalen: Fotos kehren auf Papier zurück und sind kaum reproduzierbar. Über ihren Preis verkaufen sich auch die neuen Sofortbildfilme nicht. Acht Fotos der ersten, limitierten Auflage kosten 18 Euro. Weitere Filme sollen folgen. „Wir rechnen mit einem Markt von zehn Mio. Filmen pro Jahr“, nennt Kaps die Ziele. Edwin Land, dem Erfinder der Sofortbildfotografie und Gründer von Polaroid, hätte das Vorhaben wohl gefallen. „Unternimm kein Projekt, das nicht offenkundig wichtig und nahezu unmöglich ist“, soll er gesagt haben. Die Zielgruppe des Sofortbildfilms ähnelt jener der

Lomo-Produktpalette, sei jedoch, so Kaps, „eher künstlerisch und hochwertig“ ausgerichtet.

Abseits künstlerischer Ambitionen spricht auch Nostalgie für die neuen, alten Filme. Viele potenzielle Kunden sind mit den Fotos aufgewachsen, die zum schnelleren Trocknen durch die Luft gefächelt wurden. Nicht zu unterschätzen dürfte auch der mächtige Markenname sein. Diesen darf The Impossible Project zwar nicht verwenden, aber das Team hält die Exklusivrechte für die Filmproduktion. Wenn Polaroid seine Pläne umsetzt und Ende 2010 wieder eine analoge Sofortbildkamera auf den Markt bringt, liefert Impossible die einzig verfügbaren Filme.



Akzeptieren Sie Prepaid-Zahlungen in Ihrem Webshop.
Europaweit neue Kunden gewinnen.

➤ Für alle Kunden, die online nicht mit Kreditkarte zahlen wollen

➤ Zusätzlicher Umsatz für Ihren Webshop

➤ 100% frei von Chargebacks

➤ Werden Sie Partner des europäischen Prepaid-Marktführers!

➤ Jetzt Infos anfordern:
sales@cash-ticket.com

www.cash-ticket.com



Eisbären stricken und auftrennen

Animationsfilme sind Kunst, Unterhaltung oder beides, und sie können politische Botschaften prägnant vermitteln. Ein von Al Gore beauftragter Kurzfilm der britischen Filmerin Sarah Cox kann alles gleichzeitig. Auch der Wiener Games-Hersteller Sproing ist mehrdimensional.

Margarete Endl

Ein blauer Planet im Universum, wie ein Wollknäuel. Plötzlich umkreisen drei Flugzeuge das Wollknäuel und ziehen Fäden. Sie trennen die gestrickte Erde auf. Erst die Polarkappen. Dann einen Eisbären mitsamt seinem Eis. Dann Fische und die Pflanzen im Meer. Dann eine Ente mitsamt dem Wasser, in dem sie schwimmt. Zuletzt werden Bäume und Blätter aufgetrennt, und am Ende steht der Satz: „Don't let it all unravel.“ Lass nicht zu, dass sich alles auflöst.

Der zweiminütige Film der britischen Filmerin Sarah Cox wurde 2008 auf dem „Tricky Women“-Animationsfilmfestival in Wien gezeigt und gewann den ersten Preis. Jetzt läuft er im Technischen Museum in Wien in einer Ausstellung über den Klimawandel. Der Film von Cox gehört zu einer Serie von Kurzfilmen, die von Live Earth, einer vom Filmproduzenten Kevin Wall und dem früheren US-Vizepräsidenten Al Gore gegründeten Organisation, in Auftrag gegeben wurden.

Heikle Dinge darstellen

„Animationsfilme eignen sich besonders gut, um heikle Dinge sensibel darzustellen“, sagt Waltraud Grausgruber, Organisatorin des „Tricky Women“-Festivals, das 2011 zum zehnten Mal veranstaltet wird. „Es gibt etwa einen Film über Missbrauch, den man auch Jugendlichen zeigen kann, weil er nicht ganz so direkt ist.“

Im künstlerischen Bereich, besonders im experimentellen, sind einige Österreicher und Österreicherinnen sehr erfolgreich. Allen voran Maria Lassnig, Grande Dame der österreichischen Malerei, die als Professorin an der Angewandten 1982 das Studio für Ex-



Alle haben für diesen Film gestrickt: die Mutter der Filmerin Sarah Cox, die Produzentin, die Mutter der Produzentin, die Freundinnen. Screenshot aus dem Animationsfilm *Don't let it all unravel*. Foto: Tricky Women/Sarah Cox

perimentelle Animation gegründet und eine Reihe von Zeichentrickfilmen produziert hat.

„Aber ich würde das nicht trennen – hier Kunst, dort Kommerz“, sagt Grausgruber. Der Animationsbereich werde in Österreich völlig unterschätzt. Das riesige wirtschaftliche Potenzial werde nicht erkannt. Zwar gebe es viele talentierte Leute, die Basis-Know-how erworben haben – an der FH Hagenberg etwa oder an den Kunstuniversitäten. Um sich aber weiterzuentwickeln und vor allem, wenn man Geld damit verdienen will, müsse man ins Ausland. Nach England, Frankreich, in die USA, aber auch nach Tschechien oder Polen – viele der früher kommunistischen Staaten haben im Animationsbereich eine lange Tradition.

Im Raum Stuttgart blühe derzeit die kreative Industrie, so Grausgruber. Rund 600 Leute arbeiten in Österreich in der Computergrafik, sagt Kris Staber, Charakter-Animator und Betreiber des CG-Forums,

einer Plattform für die Branche. In Wien gibt es ein paar erfolgreiche Spielehersteller, allen voran Sproing Interactive Media. Das 2001 gegründete Unternehmen habe derzeit 50 Beschäftigte und bisher 40 Spiele entwickelt, so Sproings Lead Artist Hector Moran. Darunter ist *Panzer Tactics*, mit dem Sproing 2008 den Deutschen Entwicklerpreis gewann, aber auch – gewissermaßen am anderen Ende des ideologischen Spektrums – das Spiel *Sea Manager*, das mit Greenpeace entwickelt wurde, und das „Mädchenspiel“ *Mein Gestüt – ein Leben für die Pferde*.

Männerfilme, Frauenfilme

Bei aller Vorsicht vor geschlechtsspezifischen Kategorisierungen – sie scheinen dennoch zu existieren. „Tricky Women“ ist das einzige auf Frauen spezialisierte Animationsfilmfestival. Beim Prix Ars Electronica gebe es auch den Bereich Computeranimation – aber der sei mehr auf Computertechnik ausgerichtet und viel „männlicher“,

meint Waltraud Grausgruber. Der gestrickte Eisbär dagegen ist ganz offensichtlich weiblich. „Ich habe jede Person, von der ich wusste, dass sie stricken kann, gebeten, mir zu helfen – alles Frauen“, sagte Sarah Cox der *New York Times*. „Meine Mutter, meine Produzentin und ihre Mutter, Freundinnen, Freundinnen von Freundinnen.“

Auch die japanische Künstlerin Maya Yonesho arbeitet mit einer Technik, die auf den ersten Blick altmodisch wirkt. Mit gezeichneten Bildern, der ältesten Methode, Bilder zum Laufen zu bringen. Ihre Daumenreise-Workshops bietet sie mittlerweile von Taiwan bis Polen an. Entstanden sind sie in Wien. Yonesho flanierte durch Wien und zeichnete, was ihr auffiel. Die Klimt-Häuser natürlich, das Riesenrad und aufgeschnittene Mozartkugeln. Daraus entstand der Film *Wiener Wuast*. Der hätte, gerade auch wegen seiner Klischees, kommerzielles Potenzial – wenn ihn die Wien-Werbung entdecken würde.

Smarte Verwaltung

Trotz schrumpfender Budgets steigen die Anforderungen – ganzheitliches Denken ist gefordert.

Christian Stemberger

Die öffentliche Verwaltung sieht sich heute mit einer Vielzahl von Anforderungen konfrontiert, der sie trotz sinkender Einnahmen und damit schrumpfender Budgets gerecht werden muss. Städte, Gemeinden und öffentliche Einrichtungen wie etwa Krankenhäuser müssen ihr Leistungsangebot optimieren, die Budgets einhalten, Informationspflichten nachkommen und bürgernah agieren.

Bei der Erfüllung dieser Aufgaben müssen sie stetig ansteigende Datenmengen bewältigen. Allein eine Stadt wie Graz verwaltet heute fünf Terabyte an Daten in den unterschiedlichsten nicht aufeinander abgestimmten Systemen. Um aus diesen Daten sinnvolle Informationen gewinnen zu können, werden ganzheitliche Lösungen benötigt.

Durchdachte Lösungen

Mit der Gründung des Business Analytics and Optimization (BAO) Center hat IBM im Mai einen Schritt in diese Richtung gesetzt, berichtet Thomas Kolomaznik, Manager of Cognos Tech Sales & Services bei IBM. Die Analysemethoden, Verfahren und Applikationen von IBM werden zu einem Gesamtangebot zusammengefasst. IBM

bietet damit Lösungen zu verschiedensten Themen an, begonnen beim klassischen Datenmanagement bis hin zu Strategiemangement, Planungsoptimierung und Konzepten wie „Smarter Cities“, die etwa mit intelligenten Verkehrsleitsystemen die Lebensqualität einer Stadt verbessern sollen.

Das Angebot der BAO-Initiative richtet sich gleichermaßen an Unternehmen wie die öffentliche Verwaltung. Besonderes Augenmerk liegt auf den kleinen und mittleren Unternehmen und ihren Pendanten in der öffentlichen Verwaltung, von den Gemeinden bis hin zu den Städten. Diese profitieren etwa vom City-Cockpit, das Lösungen, die bislang Großkunden vorbehalten waren, nun auch für kleinere Kommunen finanzierbar macht.

Rasche Auswertungen

Damit können heute ebenso die Performance der Verwaltung einer kleineren Stadt gemessen und die benötigten Berichte und Informationen den Entscheidungsträgern zeitgerecht zur Verfügung gestellt werden. „Zudem kann transparent dargestellt werden, ob Wahlversprechen umgesetzt wurden“, sagt Kolomaznik. Und auf operativer Ebene kann die Effizienz der Servicecenter, die sich im öffentlichen



Mit rund fünf Terabyte Daten muss sich allein die Verwaltung einer Stadt wie Graz herumschlagen. Foto: Photos.com

Bereich zunehmend durchsetzen, gemessen werden. Das City-Cockpit ist in Österreich noch nicht in Verwendung, aber in Deutschland, Großbritannien und den USA. Seine Werkzeuge werden von heimischen IBM-Kunden aus dem öffentlichen Bereich schon heute eingesetzt. So wurde für das Arbeitsmarktservice ein zentrales Informationsmanagementsystem installiert, das einfache Datenhaltung und rasche Auswertungen im Web ermöglicht. Die Uni Wien ermittelt die Wissensbilanz der Studierenden, die Qualität der Lehre und die Einhaltung der Budgets mit einer IBM-Lösung. Durch den Vergleich der medizinischen

Leistungen mit Finanzdaten beurteilt der Wiener Krankenanstaltenverbund die Effizienz der medizinischen Einrichtungen. Von der gestiegenen Transparenz profitieren auch die Patienten, die durch die Bündelung von medizinischer Kompetenz in Schwerpunktspitälern besser versorgt werden.

Mit vorgefertigten Reports und Dashboards des City-Cockpits startet das Projekt nicht bei null, sondern bei rund 40 Prozent. Kleinere Kunden können nun, so Kolomaznik, auf den Erfahrungen, Erkenntnissen und auch Fehlern aufbauen, die andere vor ihnen gemacht haben.

www.ibm.com

1999 | 2010 11 Jahre **economyaustria.at** **bmw** **BMW_F^a**



Das Special Innovation wird von der Plattform **economyaustria.at** finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei **economy**. Redaktion: Christian Stemberger und Sonja Gössl

Amtsschimmel 2.0

Ein neuer Geist kehrt in die Amtsstube ein: Government 2.0. Während der Bürger von mehr Mitsprache, höherer Transparenz und kürzeren Amtswegen profitiert, kann die Verwaltung Kosten senken. Vorausgesetzt, die Ämter vernetzen sich stärker untereinander und straffen ihre Prozesse.

Christian Stemberger

Dem Trend zur Vernetzung und Interaktion im Internet, oft mit dem Begriff Web 2.0 umschrieben, folgt nun auch die öffentliche Verwaltung. Government 2.0 heißt die neue Formel, die jeder gestandene Verwaltungsfachmann mit geschlossenen Augen herunterbeten können sollte.

Kritische Geister fragen sich schon heute, wie lange es dauern wird, bis auch Government 2.0 auf dem Friedhof der Modewörter landen wird. Doch genauso, wie Web 2.0 eine Welt beschreibt, in der wir moderne Technologie für neue Formen der Zusammenarbeit und der sozialen Interaktion nützen, zeigt Government 2.0 neue Möglichkeiten in der Kommunikation zwischen Bürgern und Verwaltung auf.

Neues Selbstbild

Der Begriff Government 2.0, mag er auch bald vergessen sein, deutet eine technologische Revolution an, die durchaus mit der Erfindung des Buchdrucks vergleichbar ist. Ermöglichte die Druckerpresse die Verbreitung von Informationen in eine Richtung, meist von oben nach unten, so fördern die 2.0-Technologien den demokratischen Gedankenaustausch zwischen Bürgern und Verwaltung sowie den Diskurs innerhalb der Verwaltungshierarchien.

Diese technologischen Möglichkeiten verbinden sich mit einem neuen Selbstbild der öffentlichen Verwaltung, die den Bürger nicht mehr als Bittsteller, sondern zunehmend als Kunden beziehungsweise Partner wahrnimmt.

Im E-Government nimmt Österreich schon seit Jahren eine internationale Spitzenstellung ein. Die benötigte Infrastruktur ist vorhanden, das Konzept der Bürgerportale



Das Web 2.0 revolutioniert den Informationsfluss wie einst die Erfindung der Druckerpresse. Johannes Gutenberg wäre von den neuen Möglichkeiten beeindruckt. Foto: Photos.com

befindet sich auf dem Siegeszug – jüngste Beispiele sind das Gesundheitsportal und das Unternehmensserviceportal. Die logischen nächsten Schritte sind die noch intensivere Vernetzung der Behörden und die Reformierung der Verwaltungsprozesse über alle Ämtergrenzen hinweg. Eine notwendige Grundlage für diese Neugestaltung wäre das interne Outsourcing aller IT-Prozesse von Bund, Ländern und Gemeinden in gemeinsame Servicecenter.

Kosten senken

Zentrale Dienste haben sich im Verwaltungseinsatz bereits bewährt – wie etwa das Gemserver+-Netz von Telekom Austria. Rund 60 Prozent aller oberösterreichischen Gemeinden nutzen diese Unified-Communications-Plattform und senken damit nicht nur die Betriebskosten,

sondern eröffnen sich damit neue Möglichkeiten in der Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Außenstellen und anderen Gemeinden.

Beim Umstieg auf eine zentral auf dem Gemserver+ betriebene Telefonanlage fallen keine Startkosten an. Die Anlage bleibt stets auf dem neuesten Stand der Technik, und ein professioneller Support steht rund um die Uhr zur Verfügung. „Die Gemeinden profitieren von geringeren Kosten und vereinfachten Arbeitsabläufen“, so Christian Bauer, Marketingleiter bei Telekom Austria, „dazu können nach Bedarf Telefon-Arbeitsplätze hinzugefügt oder entfernt werden.“

Die Telefonanlage bietet sämtliche Vorteile von Unified Communications, angefangen bei Anwendungen wie Faxintegration,

Mailboxen oder Anrufumleitung bis hin zu Videokonferenzen. In näherer Zukunft wird Telekom Austria im Gemserver+-Netz auch die Integration von Mobiltelefonie und mobilen Arbeitsplätzen anbieten.

Das heute angebotene Leistungsspektrum des Gemserver+ deutet nur die Möglichkeiten an, über die das Gemeindeamt 2.0 verfügen wird. Auf allen Interaktionsschienen wie beispielsweise Bürger – Behörde, Bürger – Bürger oder Behörde – Mitarbeiter wird das Web 2.0 die Kommunikation und Zusammenarbeit optimieren. Heute schon vereinzelt vorhandene One-Stop-Shops kündigen eine radikale Vereinfachung der Amtswege an. Der Bürger wird für ein Verfahren nur mehr eine einzige Kontaktadresse ansteuern und sich den Hürdenlauf durch die Ämter ersparen. Das ist aber nur durch die Straffung der behördlichen Zuständigkeiten und den Ausbau der virtuellen Verwaltung machbar.

„Mit Unified Communications gestalten Gemeinden ihre Kommunikation flexibel und kostengünstig.“

CHRISTIAN BAUER,
TELEKOM AUSTRIA

Die Zukunft im Dialog gestalten

Friedrichshafen am Bodensee ist das Zukunftslabor T-City. Bürger, Unternehmer und Verwaltung probieren hier gemeinsam mit T-Systems und der Deutschen Telekom die Möglichkeiten einer hochvernetzten Gesellschaft aus.

Christian Stemberger

Friedrichshafen, die beschauliche Kleinstadt am Nordufer des Bodensees, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Technologiezentrum internationalen Ranges, als Ferdinand Graf von Zeppelin mit der Entwicklung und dem Bau seiner Starrluftschiffe begann. Die große Ära der Zeppeline ist schon lange Teil der Geschichte, aber Friedrichshafen ist am Beginn des 21. Jahrhunderts erneut technologischer Pionier.

Die Stadt setzte sich 2007 gegen 51 Bewerber durch und wurde für fünf Jahre zur T-City erhoben. So wurde Friedrichshafen zu einem Versuchslabor mit dem Ziel, die Lebens- und Standortqualität durch den Einsatz modernster Informations- und Kommunikationstechnologien zu verbessern. Die Stadt profitierte umgehend. Innerhalb weniger Monate wurde das Stadtgebiet flächendeckend mit modernster Breitbandinfrastruktur im Festnetz und Mobilfunk, wie es sie sonst nur in Großstädten gibt, ausgestattet.

Kein Stückwerk

T-Systems rief im Verbund mit der Deutschen Telekom die T-City ins Leben, um die Zukunft des vernetzten Lebens und Arbeitens erlebbar zu machen. Die Zukunftswerkstatt beruht auf einem umfassenden Konzept, das alle Lebensbereiche miteinbezieht. Seit dem Projektstart wurden in T-City rund 30 Projekte in sechs

Projektfeldern umgesetzt. Dabei stand immer die Erhöhung des Vernetzungsgrades von Bürgern, Unternehmen, Institutionen und der Stadt im Zentrum.

Im Bereich Bildung etwa wurden Projekte zum lebenslangen Lernen, zur aktiven Gestaltung des Unterrichts und zur Integration von Schülern mit nicht deutscher Muttersprache ins Leben gerufen. Im Bereich Verkehr und Mobilität wurde unter anderem ein GPS-Hilferuf für Wassersportler initiiert und ein Trackingsystem für Passagiere des Bodensee-Airports eingerichtet. Mobil eingeecheckte Passagiere werden so bereits drei Stunden vor dem Abflug erfasst. Das System teilt dem Passagier per SMS oder E-Mail mit, wann er sich auf den Weg machen sollte. Gerät er unerwartet in einen Stau und kann seinen Flug nicht erreichen, wird er automatisch umgebucht. Das erspart dem Fluggast Stress und reduziert Verspätungen im Flugverkehr.

„In Friedrichshafen machen wir die Zukunft des vernetzten Lebens und Arbeitens erlebbar.“

MARTIN KATZER,
T-SYSTEMS AUSTRIA

Die Anforderungen der Bürger an neue Technologien sind durchaus mit jenen eines Unternehmens zu vergleichen, meint Martin Katzer, Head of Sales Public bei T-Systems Austria: „Neben Sicherheit und Verfügbarkeit kommt der intuitiven Bedienung eine besondere Bedeutung zu. Die Lösungen, die wir einsetzen, werden nicht nur von den Technikaffinen genützt, sondern auch von jenen, die mit IT keine oder nur wenig Erfahrungen haben.“ Deutlich wird das im Gesund-



Mit neuer Technologie soll der Zeppelin NT an lange vergangene Erfolge anschließen. Nicht minder zukunftsweisend ist die T-City. Foto: ZLT

heitsbereich, wo chronisch Kranke, meist ältere Menschen, sich viele Wege in die Ambulanz ersparen. Sie werden mobil untersucht, ohne ihre Wohnung verlassen zu müssen.

Ein Ansprechpartner

Eine große Herausforderung stellt die effiziente Verwaltung dar, sagt Katzer: „Und wir müssen Bürger und Verwaltung näher zusammenbringen.“ Den Schlüssel dazu sieht er bei der Schnittstelle zwischen Bürger und Verwaltung: „Da darf nur ein Ansprechpartner sein, an den sich der Bürger mit Anträgen, Fragen oder Beschwerden wendet.“ Der kümmert sich um den Aktenlauf und gibt Auskünfte zum Verfahrens-

stand. So muss der Bürger nur mehr mit einer einzigen Stelle kommunizieren, anstatt sich auf den Verwaltungshürdenlauf zu machen.

Das Projekt T-City läuft noch bis 2012, wird aber vermutlich verlängert. Das Gesamtkonzept funktioniert, zeigt sich T-Systems zufrieden. Bei den einzelnen Anwendungen entscheidet das Feedback der Bürger über den Erfolg. „Da und dort muss nachgebessert werden“, sagt Katzer, „aber das entspricht der Natur eines Labors. Wir testen hier ja ganz neue Technologien.“ Das geht am besten im Dialog mit dem Bürger, der so seine eigene Zukunft mitgestalten kann.

www.tsystems.at

Peter Niederleithner: „Effiziente Prozesse von der Antragstellung bis zur Zustellung eines Bescheides senken die Verwaltungskosten. Der Bürger profitiert durch die Beschleunigung der Verfahren und höhere Transparenz“, sagt der Geschäftsführer von Raiffeisen Informatik Consulting.

Transparent bis zur Zustellung

Christian Stemberger

economy: Sie machen im öffentlichen Sektor etwa 20 Prozent Ihres Umsatzes. Was unterscheidet diese Kunden von anderen?

Peter Niederleithner: Speziell die Industrie hat schon vor Jahren ihre Prozesse gestrafft. Im öffentlichen Bereich ist da noch großes Potenzial vorhanden. So bemühen wir uns beispielsweise in einem aktuellen Projekt für die Pensionsversicherungsanstalt um die Vereinfachung der Abläufe. Die Verkürzung der Prozesse von der Antragstellung bis zur Zustellung eines Bescheides senkt Kosten. Und gleichzeitig steht immer die Zufriedenheit des Bürgers beziehungsweise Patienten im Vordergrund.

Und wie profitiert der?

Der profitiert mehrfach. Zuerst durch die Beschleunigung der Verfahren. Und durch die höhere Transparenz – der Leistungsempfänger kann den aktuellen Stand

des Verfahrens abfragen. Er kann auch einen Teil seiner Amtswege elektronisch erledigen. Unser Ziel ist ein elektronisches Service rund um die Uhr.

Vom Antrag bis zur Zustellung?

Genau. Wir bieten die duale Zustellung an. Ist ein Leistungsempfänger elektronisch erreichbar, erkennt das unser System und er erhält das Dokument über den Zustellserver. Wenn nicht, dann geht das Schreiben über unser Druckzentrum den üblichen postalischen Weg. Die elektronische Zustellung bedeutet eine Einsparung von 90 Prozent gegenüber einem Brief. Demnächst werden auch RSA- und RSb-Briefe elektronisch zustellbar sein.

Welche Leistungen bieten Sie im Gesundheitswesen an?

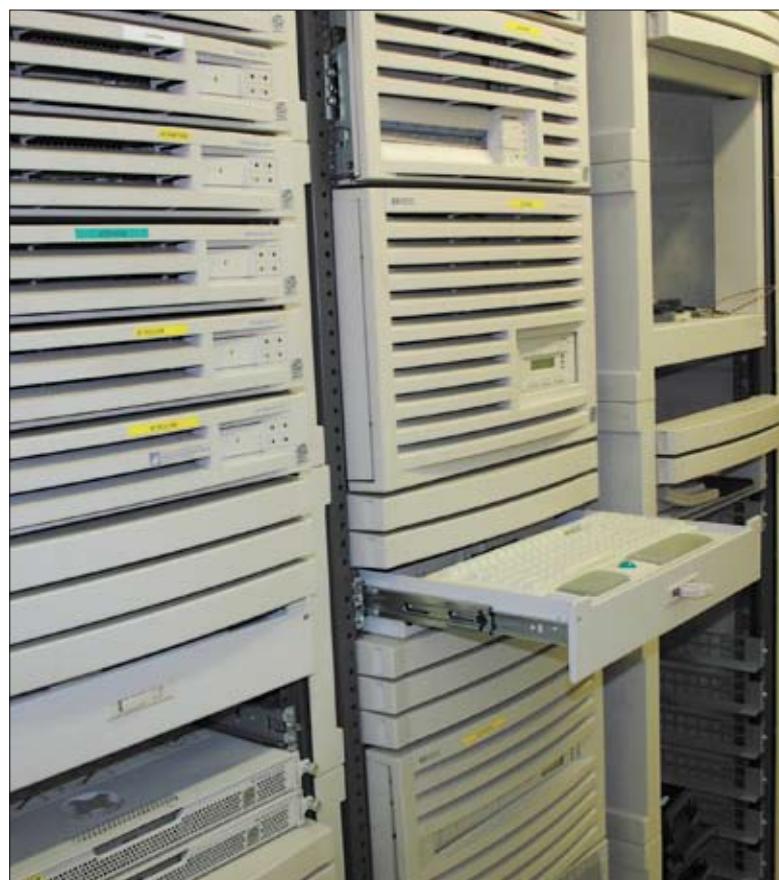
Derzeit arbeiten wir an der Vernetzung der niederösterreichischen Krankenhäuser und der Harmonisierung der dortigen betriebswirtschaftlichen Anwendungen. Das betrifft die Abrechnungs- und Buchhaltungssysteme, den gesamten Officebereich und teilweise auch die medizinischen IT-Systeme. Ein anderes Projekt ist Elga, die elektronische Gesundheitsakte.

Worauf kommt es da an?

Bei Elga spielt die sichere Authentifizierung durch den Patienten eine große Rolle. Und der verantwortungsvolle Umgang mit den Patientendaten ist unabdingbar. Die besonderen Anforderungen von sensiblen Daten kennen wir ja aus unserem ursprünglichen Geschäftsbereich, dem Bankwesen.

Patientendaten – ein heißes Eisen.

Ohne Zweifel. Es kann auch nicht das Ziel sein, den gläsernen Patienten zu schaffen – Elga macht



Komplettlösungen aus dem Rechenzentrum nehmen heute bereits die kleinsten Gemeinden in Anspruch. Foto: Raiffeisen Informatik

nicht den Patienten, sondern die medizinische Leistung transparent. Damit werden etwa Mehrfachuntersuchungen unterbunden. Stellen Sie sich vor, Sie lassen sich Blut abnehmen, fahren nach Tirol, brechen sich beim Skifahren das Bein. Das Tiroler Krankenhaus muss Ihnen wieder Blut abnehmen. Das bedeutet unnötige Zusatzkosten.

Und der Patient profitiert, indem er nur einmal geipiekt wird.

Nicht nur. Ein Beispiel: Zwei Ärzte verschreiben einem Patienten Medikamente, ohne voneinander zu wissen. Sie können dann auch nicht

eine mögliche Wechselwirkung der Medikamente berücksichtigen. Das stellt ein gesundheitliches Risiko für den Patienten dar.

Sie haben im öffentlichen Bereich hauptsächlich Großkunden?

Nein. Unsere Tochter Gemdat bietet auch für die kleinsten Gemeinden ein Rundumservice an. Raiffeisen ist ähnlich dem Verwaltungssystem föderativ aufgestellt. Wie bei unseren internen Kunden unterstützen wir in den Gemeinden dezentrale Verantwortung mit zentralen Dienstleistungen.

www.raiffeiseninformatik.at

Zur Person



Peter Niederleithner, Geschäftsführer der Raiffeisen Informatik Consulting, die alle Verkaufsaktivitäten der Raiffeisen Informatik außerhalb der Raiffeisen-Bankengruppe bündelt. Foto: Raiffeisen Informatik

Teamgeist am Bildschirm

Mit integrierter Kommunikations- und Informationstechnologie können starre Organisationsformen in den Krankenhäusern überwunden und eine teamorientierte Sicht- und Arbeitsweise eingeführt werden – zum Wohle der Patienten und zur Entlastung des Personals.

Christian Stemberger

Mehr als 80 Prozent der Kosten im Krankenhausbereich sind Personalaufwendungen. Darum ist der effiziente Einsatz der Personalressourcen der beste Hebel, um den Mitteleinsatz eines Krankenhauses zu optimieren.

Werden Ärzte und Pflegepersonal bei der Verwaltung und Organisation des laufenden Betriebs entlastet, können sie sich auf ihre Kernaufgabe konzentrieren – sich vermehrt den Patienten zuzuwenden.

Sinnstiftend

Technische Lösungen wie Unified Communications erhöhen so die Produktivität und damit auch die Qualität der medizinischen Leistung. Haben die Mitarbeiter mehr Zeit für ihre Patienten, also den sinnstiftenden Teil ihrer Tätigkeit, steigt die Motivation, und Gefahren wie Burnout und die damit verbundene hohe Personalfuktuation werden eingedämmt. Außerdem sind Fehlbehandlungen zum größten

Teil auf Missverständnisse zurückzuführen, Unified Communications senken also auch die medizinische Fehlerquote.

Die Integration der Kommunikations- und Informationstechnologie ermöglicht neue Wege der Zusammenarbeit im Sozial- und Gesundheitswesen. Als Hemmschuh erweisen sich die starren Organisationsstrukturen im Krankenhaus. Die technischen Lösungen dagegen sind keine Zukunftsmusik mehr. „Und die Technik kann wiederum dazu beitragen, dass eine neue Bereitschaft der Menschen

zur Zusammenarbeit dort einzieht, wo heute oft noch reines Revierdenken vorherrscht“, zeigt sich Claudia Maurer, verantwortlich für das Branchenmanagement im Bereich Gesundheits- und Sozialwesen bei Kapsch Business Com, überzeugt.

Teamorientiert

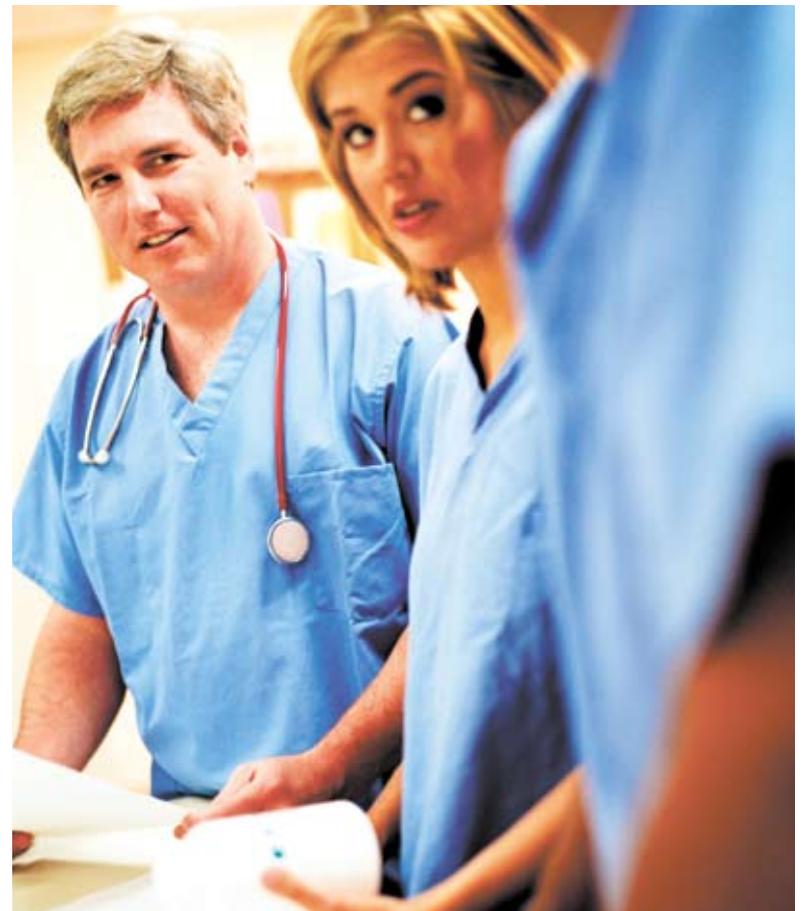
Als die Krankenhäuser Baden und Mödling fusionierten, wurde ein Videokonferenzsystem installiert, um die Zusammenarbeit beider Standorte zu koordinieren. Die Morgenbesprechung und die zu Mittag folgende Besprechung der geplanten Operationen werden via Bildschirm durchgeführt. Durch diese täglichen Fixpunkte entstand ein Teamgeist, der wegen der räumlichen Trennung sonst nicht möglich gewesen wäre.

Eine weitere Anwendung für Videokonferenzen im medizinischen Bereich sieht Maurer bei den Onkologie-Boards. Dabei führen Ärzte verschiedener Fachrichtungen gemeinsam die Befundung eines Patienten durch. Über den Bildschirm können Spezialisten von

außerhalb eingebunden werden, ohne dass sie Anfahrtswege in Kauf nehmen müssen. Aber selbst innerhalb von Krankenhäusern können unproduktive Wegzeiten drastisch reduziert werden. Dazu kann auch der gesamte externe Bereich wie praktische Ärzte, physikalische Institute oder Pflegeheime bei der Behandlung eingebunden werden.

Mobile Mitarbeiter

Nicht nur Telekonferenzen helfen, den Personaleinsatz zu verbessern. Wenn sämtliche Technologien in einem Endgerät zusammenlaufen,



Kommunikation ist entscheidend für den medizinischen Erfolg. Kunstfehler lassen sich oft auf ein Missverständnis zurückführen. Foto: Photos.com

können Arzt und Krankenschwester auf alle Daten zugreifen, zusätzliche Informationen via Mail einholen oder mit einem Knopfdruck Alarm auslösen. „Das Personal eines Krankenhauses ist hochmobil. Nur wenn die ihr Büro immer bei sich haben, können sie effizient arbeiten“, sagt Maurer.

Unspektakulär, aber äußerst wirkungsvoll ist die Statusanzeige. Sie verrät, wer gerade erreichbar ist. Mehrere Mio. Euro an Telefoniekosten könnten jährlich durch den flächendeckenden Einsatz der Statusanzeige in allen österreichischen Krankenhäusern eingespart wer-

den. Ein weiteres Puzzleteil zum hochvernetzten Krankenhaus ist der mit einem kleinen Sender versehene Patient. Dann weiß das Personal immer ganz genau, wo er ist, und kann ihn ohne unnötige Wartezeiten zielsicher durch die verschiedenen medizinischen Prozesse führen.

Diese Lösungen sind noch in zu vielen Krankenhäusern reine Utopie. Das sollte sich bald ändern, denn erfolgreiche Kommunikation ist für eine Behandlung genauso wichtig wie fachliches Know-how und medizinische Ausstattung.

www.kapsch.net

Modernes Onlinekrankenhaus

Informationstechnologie spielt bei der Sicherung der medizinischen Dienstleistungsqualität und der Ökonomie der Spitäler eine wichtige Rolle. Im oberösterreichischen Krankenanstaltenverbund Gespag wird derzeit die nächste Generation von Hospital Content Management implementiert.

Sonja Gerstl

Die Bilanz der Gespag (Oberösterreichische Gesundheits- und Spital AG) kann sich sehen lassen: Das Mikrofilmarchiv wurde erfolgreich abgelöst, die elektronische Patientenakte hat den diagnostischen Informationsfluss verbessert und den sekundenschnellen Zugriff auf die archivierte Krankengeschichte ermöglicht.

Jährlich werden rund fünf Mio. Dokumente in der stationären und ambulanten Patientenbetreuung archiviert. Aber dabei bleibt die Gespag nicht stehen: Aktuell wird die nächste Produktgeneration Doxis 4 eingeführt, um einen weiteren Meilenstein zu setzen und die An-

Info

„Integrating the Healthcare Enterprise“ (IHE) ist eine gemeinsame Initiative von Experten des Gesundheitswesens und der Industrie zur Verbesserung des Informationsaustauschs zwischen IT-Systemen im Gesundheitswesen. IHE fördert und koordiniert den Einsatz von Standards wie Dicom, XML und HL7 zur Unterstützung spezieller klinischer Anforderungen in der optimalen Patientenversorgung. Systeme, die in Übereinstimmung mit den IHE-Spezifikationen entwickelt wurden, kommunizieren besser miteinander, sind einfacher zu implementieren und ermöglichen es den Anwendern im Gesundheitswesen, Informationen effektiver zu nutzen. Doxis 4 ist das erste IHE-zertifizierte Dokumentenarchiv in Österreich, Deutschland und der Schweiz. SER setzt mit dem Doxis-4-Archiv seit Jahren konsequent auf Standards wie HL7 und Dicom in der bidirektionalen Kommunikation mit KIS- und Subsystemen.

forderungen an ein ganzheitliches Hospital-Content-Management (HCM)-System noch besser zu erfüllen.

Die Gespag ist seit 2001 Kunde des Softwareherstellers SER und treibt seit Projektbeginn die elektronische Patientenakte, das Enterprise-Content-Management-System Doxis, voran. Ursprüngliches Ziel war es, die Patientenakte von Papier durch Scanning in elektronische Form zu bringen. Durch die Anbindung an das patientenführende System können einerseits physische Archivkosten transparent gemacht und andererseits die gesammelten Dokumente zu einem Aufenthalt übergreifend für alle Krankenhäuser der Gespag zur Verfügung gestellt werden. Außerdem wurde die Archivierung von Vertragsdokumenten mit Volltextrecherche realisiert sowie die Archivierung von SAP-ausgehenden Dokumenten über Archive-Link eingeführt.

Thema der darauffolgenden Jahre war der flächendeckende Rollout der Patientenakte und der Weg hin zum „Onlinekrankenhaus“ mit HCM: Zu Beginn gab man sich damit zufrieden, dass Dokumente und Ausdrücke der medizinischen Geräte nach dem Aufenthalt gescannt wurden und für zukünftige Recherchen zur Verfügung standen.

Rascher Zugriff auf Info

Heute werden Bilder von Geräten direkt an das digitale Patientenarchiv von SER übergeben, und Wunddokumentation wird digital und integriert betrieben. Die notwendigen Informationen, Bilder und Dokumente stehen somit gleich nach dem Entstehen zur Verfügung. Auswärtige Befunde werden direkt in der Ambulanz bei der Aufnahme gescannt, der Stationsarzt hat bereits, bevor der Patient auf die Station kommt, Zugriff auf die wich-



Auf Knopfdruck und jederzeit griffbereit: Moderne Kommunikationstechnologien sind mittlerweile Standard im Gesundheitswesen. Foto: Photos.com

tigen Informationen. Auch Befunde des führenden KIS-Systems werden direkt an das Doxis-Patientenarchiv übergeben.

Die digitale Dokumentenlogistik ist aus dem modernen Krankenhausbetrieb nicht mehr wegzudenken. Mit Doxis 4 steht ein noch effizienteres Systemmonitoring und -management zur Verfügung, um rasch und vor allem präventiv auf etwaige Ereignisse im Betrieb reagieren zu können.

Flexibles System

Die dynamische Anpassung an sich ändernde Gegebenheiten (Speichervolumen, Performance, Anforderungen an Volltextrecherche et cetera) ist ein weiterer Kernpunkt, der durch den serviceorientierten und skalierbaren Aufbau von Do-

xis 4 ideal unterstützt wird und so ein zukunftssicheres Investment darstellt.

Aus fachlicher Sicht beginnt gerade die nächste Generation von Hospital Content Management in der Gespag zu wirken. IHE (Integrating the Healthcare Enterprise) und Elga (elektronische Gesundheitsakte) sind nicht mehr nur Begriffe, sondern werden aktuell projektiert. Im ersten Schritt wird eine krankenhausübergreifende „IHE light“-Recherche implementiert, die es den behandelnden Ärzten ermöglicht, auf Basis der zentralen Doxis-Infrastruktur hausübergreifend zu recherchieren. Die Inbetriebnahme einer intra- und extramuralen IHE-Infrastruktur ist bereits fest eingeplant.

Sinnvolle Informationsnutzung

Über 50 Prozent der täglichen Arbeitszeit werden für Informationsbeschaffung aufgewendet, vier Wochen ihrer Jahresarbeitszeit verschwenden Manager mit der Wartung von Unterlagen. Effiziente Systeme erleichtern das Berufsleben.

Sonja Gerstl

Erfolgreicher zu sein, mehr Umsatz zu haben, die Produktivität zu steigern, wirtschaftlicher zu agieren und jederzeit informiert zu sein – welches Unternehmen verfolgt nicht diese Ziele?

Konica Minolta Business Solutions (KMBS) unterstützt Firmen in Hinblick auf den Bereich In- und Output-Management, also rund um das Thema Dokumente drucken, scannen, verwalten, ablegen, wiederfinden und archivieren.

Klare Strukturen schaffen

Der richtige Umgang mit Dokumentenmanagement spielt eine immer bedeutendere Rolle und wird zunehmend zu einem wichtigen strategischen Feld jedes Unternehmens. Immer mehr Dokumente werden erstellt, und die Anforderungen an die Verwaltung steigen. KMBS bringt mit seinen Dokumentenmanagementsystemen eine klare Struktur in den Workflow und schafft eine zentrale Ablagestelle für alle Dokumente – und das unabhängig von der Größe des Unternehmens oder der Branche, in der es tätig ist.

Konkret bietet Konica Minolta seinen Kunden zeitgemäße Lösungen, die individuell auf das Unternehmen und dessen Größe abgestimmt sind. Um dem anspruchsvollen Thema gerecht zu werden, wurde dafür ein eigener Unternehmensbereich eingerichtet, schließlich gilt es Geschäftsprozessmanagement- und Dokumentenmanagementsysteme so miteinander zu verbinden, dass sich am Ende daraus klare Vorteile für die Kunden ergeben. „Auf dem

Markt sehen wir einen klaren Trend weg von Stand-alone hin zu Gesamtlösungen. Durch die wachsende Bedeutung digitaler Datenverarbeitung gewinnen MFP, also Multifunktionssysteme, an Bedeutung“, weiß Johannes Bischof, Geschäftsführer von Konica Minolta Austria, um die Bedürfnisse seiner Klientel Bescheid. Auch auf die starke Nachfrage nach „Alles-aus-einer-Hand“-Lösungen hat Konica Minolta mit seinen Optimized Print Services (OPS) entsprechend reagiert. Vier wesentliche Bereiche werden bei diesem Managed-Services-Angebot berücksichtigt: Gerätepark, Prozesse, Finanzen und Sicherheit. Die Experten von Konica Minolta analysieren die einzelnen Bereiche, prüfen Sparpotenziale und entwerfen in weiterer Folge maßgeschneiderte Lösungen.

Diese umfassen die richtige Dimensionierung der Drucker- und der MFP-Flotte an die Anforderungen des Unternehmens, die Optimierung von Workflows zur Verbesserung der Prozessproduktivität und die Entwicklung und Implementierung von Sicherheitslösungen. Unterschiedliche Finanzierungsangebote und Vertragsmodelle garantieren dabei Flexibilität und Transparenz.

Kosten reduzieren

„Wir sehen bei den OPS für die kommenden Jahre enormes Marktpotenzial. Unterschiedliche Marktforscher schätzen das Marktwachstum in diesem Bereich bis 2013 auf bis zu 50 Prozent“, erklärt Wolfgang Schöffel, Marketingmanager bei Konica Minolta. Dass diese Zahlen durchaus realistisch sind, dokumentieren zahlreiche Erhebungen



Über eine Million Seiten druckt ein Klein- oder Mittelbetrieb pro Jahr. Einsparungsmaßnahmen in diesem Bereich sind möglich. Foto: Photos.com

im Bereich Druck- und Dokumentenmanagement. Noch nie wurde in Unternehmen so viel gedruckt wie heute, die Druckkosten quer durch alle Sparten steigen rapide an. Gleichzeitig ist aber auch das Sparpotenzial in diesem Bereich enorm. Schöffel: „In den meisten Klein- und mittleren Unternehmen werden jährlich mehr als eine Million Seiten gedruckt. Um hier die Kosten in den Griff zu bekommen, braucht man Profis – nicht nur für die Hardware, sondern für die gesamte Lösung im Unternehmen. Unser OPS-Programm steht für ein umfassendes, effizientes Management

von Druckerlandschaften, auch von unterschiedlichen Herstellern, mit dem Ziel, Kosten zu reduzieren und Prozesse zu optimieren. Damit lassen sich bis zu 30 Prozent der Kosten einsparen.“ Die Möglichkeiten reichen hierbei vom einfachen Wartungsvertrag bis hin zum kompletten Outsourcing des Druckermanagements mit einem Ansprechpartner für alle Fragen. Erste große Kundenreferenzen, etwa im österreichischen Finanz- und Versicherungsbereich, aber auch zahlreiche kleinere Referenzen belegen die hohe Qualität des Angebots.

www.konicaminolta.at

DOXIS 4
SCALE YOUR BUSINESS

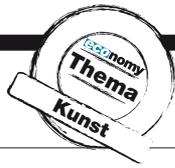


Treibstoff für mehr Wettbewerbsfähigkeit

Archiv, DMS, eAkte, Workflow



SER Solutions Österreich GmbH
Florido Tower • Floridsdorfer Hauptstraße 1
A-1210 Wien • Telefon: +43 1 5039555
www.ser.at • office@ser.at



Das Tagebuch des Herbert L.

Dort, wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagen, am Rande Kärntens, unweit der Grenze zu Slowenien, hat der Industrielle Herbert Liaunig mit einem architektonischen Paukenschlag nicht nur die österreichische, sondern auch die mitteleuropäische Kunstszene durcheinandergewirbelt.

Ralf Dziobowski Neuhaus

Am 30. August 2008 wurde in der kleinen Ortschaft Neuhaus nahe Lavamünd in Kärnten das Privatmuseum Liaunig eröffnet. Avantgarde hatte urplötzlich eine Heimstatt in der Provinz. Vom international tätigen Industriellen Herbert Liaunig in 45 Jahren leidenschaftlicher Sammlertätigkeit zusammengetragen, zeigt die erstklassig bestückte Sammlung einen akzentuierten Überblick über Kunst aus Österreich seit 1945. Ergänzt durch herausragende Arbeiten von Tony Cragg, Georges Mathieu, Robert Motherwell und anderen bildet Österreichs Malerei, Plastik und Grafik nach 1950 den Schwerpunkt der Sammlung.

In einem Annex unter der Erde des von den Wiener Architekten Querkraft spektakulär in die Landschaft integrierten Museums ist mit dem Gold der Akan als Kontrastprogramm und interessanter Vergleich zur Moderne eine der weltweit bedeutendsten Kollektionen afrikanischen Goldes zu sehen.

Bilder gegen Comics

Fast jedes Bild begleitet eine persönliche Geschichte. Seine Sammlung, sagt Herbert Liaunig, sei sein „privates Tagebuch“. Ein Bild von Peter Pongratz habe er gegen einen Stapel antiquarischer Comic-Hefte eingetauscht, ein anderes Ölgemälde, großformatig und farbenprächtig, müsse er noch bezahlen. Der befreundete Künstler habe ihm einen günstigen Preis versprochen. „Da müssen wir einander erst zu einem Abendessen treffen“, seufzt Liaunig, dessen Interesse für Kunst schon in der Unterstufe des Gymnasiums begann. „Ich bin ein geborener Sammler und sammle alles Mögliche“, bekennt er. Unterstützt

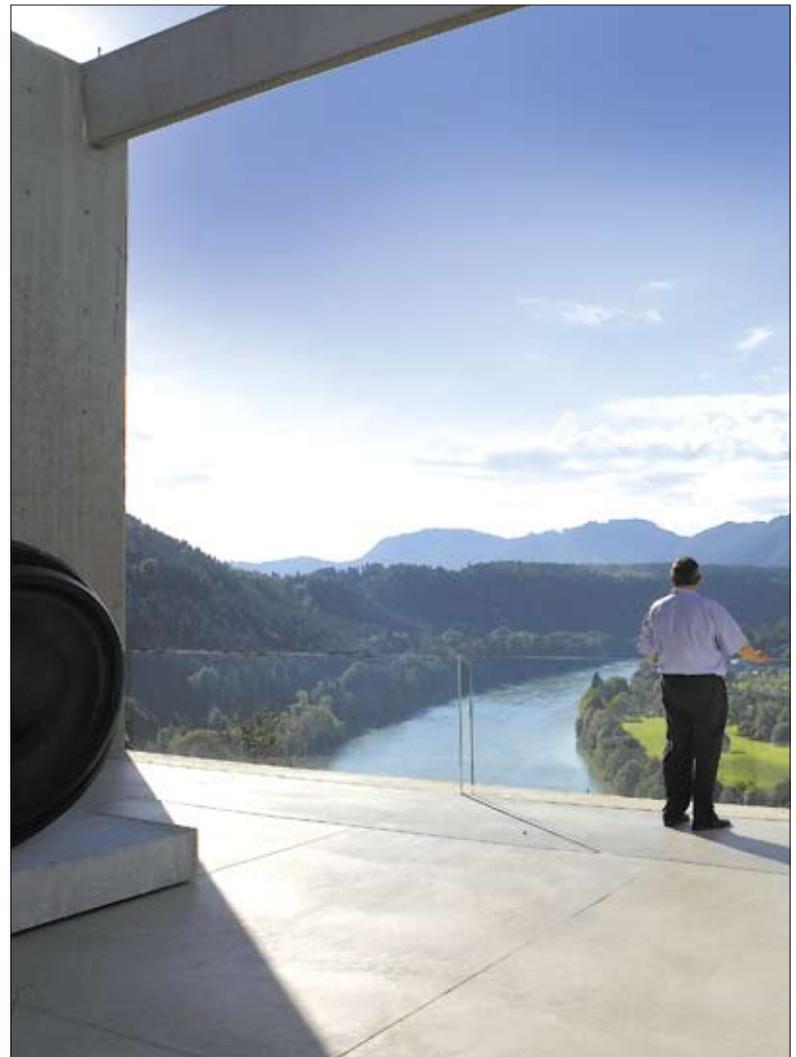
wird er dabei von seiner Gattin Eva. „Sie lässt mich sammeln“, verrät er augenzwinkernd.

Gesammelt hat er seit seinen Tagen im Wiener Studentenheim. Damals erwarb der Hörer an der Hochschule für Welthandel sein erstes Blatt, eine Zeichnung von Arnulf Rainer, die er in Raten abstotterte. Den Schatz verwahrte er unter seinem Bett. Heute investiert der Industrielle rund 700.000 Euro jährlich in Kunst. Sukzessive ist die Sammlung gewachsen und umfasst nun rund 2200 Werke, die die bisherigen Räumlichkeiten sprengten.

Der Kunst eine Hülle geben

Ein Glücksfall, denn was Liaunig brauchte, war „eine Hülle für die Sammlung“, die sie nun auf einer Nutzfläche von 4400 Quadratmetern in einem 13 Meter breiten und 160 Meter langen Ausstellungsraum hat. Für über acht Mio. Euro hat er sich seinen Lebensraum verwirklicht. Doch sind 90 Prozent der Exponate nicht zu sehen. Um der wachsenden Bestände Herr zu werden, wurde Anfang April ein weiteres Depot mit rund 500 Quadratmetern fertiggestellt: ein Kuppelbau, der „aussieht wie das Pantheon und auch so heißt“, so Liaunig.

In der zweiten Saison, von Mai bis Oktober, präsentiert das Museum nicht wie bisher die Highlights aus dem Depot, sondern der Sammler kehrt zu den Anfangsjahren seiner Leidenschaft zurück. „Tradition und Avantgarde“ heißt die neue, von Peter Baum kuratierte Schau. Die angestrebte rigide, kunsthistorische Ordnung wurde zugunsten einer ästhetischen Hängung aufgelockert. Unterstrichen wird die Schau mit Plakaten aller wichtigen Wiener Ausstellungen der Nachkriegszeit und mit damals eher noch spärlich erschienenen Publikationen. Die



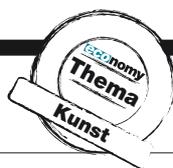
Herbert Liaunig, der „Fitzcarraldo an der Drau“, hat sich einen Lebensraum verwirklicht und der Kunst Raum geschenkt. Foto: Museum Liaunig

Ausstellung ist eine Entdeckungsreise, die spürbar macht, dass der aufkeimende Pluralismus in der österreichischen Kunst ab 1945 im internationalen Kontext auf vielen Sektoren zu sehr eigenständigen Entwicklungen geführt hat.

Neben wahren Entdeckungen, darunter die Frühverstorbenen Andreas Urteil, Gottfried Mairwöger und Erich Kurt Brauner, gibt die

Ausstellung auch manche Erkenntnis preis. Etwa, dass Markus Prachensky (und nicht Hermann Nitsch) das Schüttbild erfand. Oder dass Karl Prantls Monolithe begrabscht werden dürfen, ja sogar sollen. Im Liaunig-Museum täglich sechsmal von Mittwoch bis Sonntag, freilich nur von Besuchern ab zwölf Jahren und gegen Voranmeldung.

www.museumliaunig.at



Vorhersagbare Kassenschlager

Mithilfe von Software, die Musikkompositionen auf ihre Hit-Tauglichkeit hin untersucht, dämmen Labels heute ihre Werbebudgets ein. Über die umstrittenen Fähigkeiten computerisierter Musikkritiker und das Zusammenspiel von Massengeschmack, Kreativität und Mathematik.

Alexandra Riegler

Drehbuchautor William Goldman schrieb Anfang der 1980er Jahre in seinem Buch *Adventures in the Screen Trade*: „Niemand weiß irgendetwas. Keine einzige Person im gesamten Spielfilmbusiness kann mit Sicherheit sagen, was funktionieren wird. Es ist jedes Mal aufs Neue eine Raterei.“ Goldman, der Oscars für *Die Unbestechlichen* und *Zwei Banditen* gewann, spricht eine gewisse Ratlosigkeit an, die hinter Entscheidungen im Unterhaltungsgeschäft stehen soll.

Ähnliches wird für das Musikbusiness vermutet. Ob eine Melodie zum Ohrwurm wird, schreiben viele weiterhin einer Mischung aus Glück und dem gewissen Etwas zu. Geht es jedoch nach dem Unternehmen Music Intelligence Solutions und seiner Hit Song Science (HSS), dann ist zumindest die Hit-Tauglichkeit eine Frage von Mathematik. Mithilfe von Algorithmen, die unter anderem Informationen darüber vereinen, was menschliche Gehirnströme als angenehm einordnen, errechnet eine Software eine Maßzahl. Diese bestimmt, ob ein Lied zum Kassenschlager werden kann oder eher nicht.

Songs mit Erfolgsgarantie?

Erfunden wurde HSS von Polyphonic Human Interface Media. Das spanische Unternehmen steckt sein Know-how über künstliche Intelligenz in die Entwicklung eines Programms, das Musik nach mathematischen Mustern analysiert. Music Intelligence Solutions hält das Patent an HSS und betreibt die Webplattform Uplaya, wo Künstler Musikstücke zur Benotung hochladen können. Wer auf Nummer sicher gehen will, feilt seine Komposition schließlich so lange zurecht, bis die



Dienste wie Uplaya analysieren Musiktitel hinsichtlich ihrer Erfolgchancen auf dem Markt. Die Technologie orientiert sich an Hits der Vergangenheit. Künstlerisch Ausgefallenes fällt dabei durch den Rost. Foto: EPA

Software einen Wert über sieben ausspuckt – gewissermaßen eine Erfolgsgarantie. Laut einer Fallstudie der Harvard Business School (HBS) hat das Programm in acht von zehn Fällen recht.

Ein Beispiel, das die HSS-Leute immer wieder nennen, ist das Album *Come Away With Me* von Norah Jones. Das Analyseprogramm soll den Erfolg der CD im Detail vorhergesagt haben. Etwas später räumte Jones schließlich bei den Grammys ab.

Das Zerlegen der Songs in mathematisch bewertbare Muster funktioniert ähnlich wie bei Pandora, einem Webdienst, der Lieder ihrer musikalischen Ähnlichkeit nach unterteilt und Benutzern ein persönliches Radioprogramm auf Computer und Handy streamt. HSS verwendet 20 Kategorien, darunter

etwa Harmonie, Takt und Geschwindigkeit. Diese werden nach wiederkehrenden Mustern aufgeteilt und

mit einer rund 3,5 Mio. Songs umfassenden Hitdatenbank abgeglichen. Grafisch aufbereitet ähnelt der kategorisierte Riesenfundus einer Darstellung der Milchstraße: Je näher die Punkte (Musikstücke) bei-

sammenliegen, desto ähnlicher sind sie sich.

Marketingkosten einsparen

Kritiker monieren, dass damit Kunst, die möglichst radikal und unangepasst sein sollte, auf Erfolg hin getrimmt und einheitlicher wird. Die Softwareanalytiker entgegneten darauf zumeist, dass sie Musik zwar in Gruppen zusammenfassen, aber nicht unbedingt ihrer akustischen, sondern ihrer mathematischen Ähn-

„Niemand weiß irgendetwas. Es ist jedes Mal aufs Neue eine Raterei.“

WILLIAM GOLDMAN,
DREHBUCHAUTOR

lichkeit nach. So finden sich schon einmal Popmusik und Klassik, etwa U2 und Ludwig van Beethoven, in derselben Gruppe.

Als positiv gilt, dass die Software für eine gewisse Demokratisierung im Business sorgen kann. Künstler bräuchten keine berühmten Namen mehr, um ihren Weg zu gehen. Uplaya verspricht bei guten Bewertungen, den Bands bei der Werbung zur Hand zu gehen. Das Interesse der Industrie an der Technologie ist nicht weiter überraschend. Für Marketing und Werbung wenden Labels das meiste Geld auf, eine zusätzliche Versicherung ist folglich willkommen. Universelle Problemlöser sind die Computerprogramme aber nicht. Der Software entgeht laut HBS-Studie ein Fünftel der Hits auf dem Massenmarkt. Hinzu kommt, dass sich die Technologie nur an Kassenschlagern der Vergangenheit orientieren kann. Für Ausgefallenes und mitunter lukrative Nischenmärkte sind die meisten Programme völlig blind.



Partner werden.

WEBDESIGNER UND PROGRAMMIERER AUF-
GEPASST! PROFITIEREN SIE VON UNSEREM
STARKEN PARTNERPROGRAMM IN SACHEN
ZAHLUNGSABWICKLUNG IM E-COMMERCE.

Durch die Erweiterung Ihres Produktangebotes
nutzen Sie neue Vertriebschancen und profitieren
mit wenig Aufwand von attraktiven Provisionie-
rungsmodellen.

Gemeinsam zum Erfolg!

Kostenlos und unverbindlich informieren:

www.qenta.at/partner

oder via Mail:

partner@qenta.at





Vom künstlichen Totenschädel

Damien Hirst und Reid Peppard provozieren, polarisieren und verdienen gut damit. Ihre Objets d'art bestehen aus toten Tieren oder gar einem Menschenschädel. Vom Spagat zwischen Kunstschaffen und Geldscheffeln.

Emanuel Riedmann

„Deine neue Halskette sieht ja aus wie etwas, das die Katze angeschleppt hat“, könnte einem fast herausrutschen. „Stimmt“, käme die Antwort der stolzen Besitzerin etwas überraschend, „nämlich von ‚Panasonic‘, der Katze von Reid Peppard.“ Die in London lebende Kalifornierin stellt in der Tat Luxusaccessoires aus toten Tieren her. Wie wär's mit einer Meerschweinchenhaarspange? Oder einem Rattenportemonnaie um 1200 Euro?

Der Engländer Damien Hirst wiederum gilt als einer der kontroversesten Künstler der Gegenwart. In seinem Œuvre finden sich zersägte Kühe, ein in Formaldehyd eingelegter Tigerhai und ein echter, diamantbesetzter Totenschädel. Letzteres ist wohl sein berühmtestes Werk. *For the Love of God* (eine Abbildung finden Sie auf dem Titelblatt der vorliegenden Ausgabe von *economy*) besteht aus 8601 Diamanten und dem Schädel eines Menschen aus dem 18. Jahrhundert. Angeblich wurde es für etwa 75 Mio. Euro verkauft, was es zum weltweit teuersten Kunstwerk eines lebenden Künstlers machen würde.

Wunderschön hässlich

„Was mir gefällt, ist dieser Widerspruch: ein wunderschönes Foto von etwas Entsetzlichem“, beschrieb Hirst einmal seine Faszination für illustrierte Pathologiebücher. Dasselbe ließe sich auch unschwer auf manche seiner Werke anwenden. „Mich interessiert es, Schönheit und Verwendbarkeit in ‚Abfällen‘ zu finden“, erklärt ihrerseits Peppard, die übrigens nur Tiere verarbeitet, die bereits durch

Straßenverkehr, Kammerjäger oder unter allzeit bereiter Mitwirkung ihrer Katze umgekommen sind. Als schlicht „makaber“, „geschmacklos“ oder „pervers“ wird ihre Kunst oft abgetan. Dabei kann man dem Spiel mit verdrehtem Kontext, dem Verwischen von Grenzen einen gewissen Grad an Genialität nicht gänzlich absprechen. Auch wenn die Idee, etwa mit toten Tieren zu arbeiten, nicht mehr ganz neu ist, so hieven sie die beiden doch auf eine neue, zeitgemäß visuellere Ebene.

„Man kann eine ganze Weile neben jemandem herumstehen, bevor er merkt, dass man zwei tote Ratten auf dem Kopf trägt, die einen Totenkopf halten“, wundert sich Peppard über das dumpfe Nebeneinander in Englands Großmetropole. Allein Superlative scheinen heute sichtbar zu sein. Wenn Individualismus und Anonymität aufeinanderstoßen, verschoben sich die Geschmacksgrenzen. Hirst und Peppard loten diese Grenzen gern aus oder erfinden sie neu. Nichts scheint ihnen dabei unangenehm zu sein. Außer Understatement.

For the Love of Go(l)d

„Geld ist irrelevant“, erklärte Hirst noch vor elf Jahren. Wenn man große Kunst schaffe, können sich die Kunsthändler „gegenseitig in den Hintern bumsen“, wies er den wirtschaftlichen Aspekt von Kunst grob formuliert von sich. Doch Hirst hat sehr früh verstanden, wie der Kunstmarkt funktioniert.

Für den diamantbesetzten Totenschädel *For the Love of God* wollte – oder konnte – offenbar niemand die verlangten 75 Mio. Euro berappen. Schließlich erstand ihn ein Konsortium, dem peinlicher-



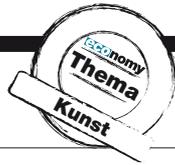
„Man muss manchmal über die Grenzen hinausgehen, um herauszufinden, wo sie sind“, meint Enfant terrible Damien Hirst. Foto: EPA

weise auch Hirst selbst und seine Galerie „White Cube“ angehörten. Es wird sogar gemunkelt, dass alles nur Show war und das Werk gar keinen Käufer gefunden habe. Die Transaktion war jedenfalls exzellent inszeniert, brachte Hirst eine breite Öffentlichkeit und schraubte die Listenpreise seiner Arbeiten nach oben. Geld ist eben doch relevant. „Hirst ist eine Marke, weil die Kunstform des 21. Jahrhunderts das Marketing ist“, schrieb *The Guardian*. Tatsächlich ist Hirst mittlerweile ein überaus gewiefter Geschäftsmann, der fast mehr als erfolgreicher Sammler und Kurator tätig zu sein scheint denn als aktiver Künstler.

Offenbar müssen weder Hirst noch Peppard Hunger leiden. Hirst hat aus „England ein anderes Land gemacht“, lobt ihn Hans Ulrich Obrist, Kurator an der Serpentine Gallery in London. Peppard gilt seit ihrer erfolgreichen Debütshow „Vermin“ letzten September als heiß begehrte Newcomerin, zählt Berühmtheiten wie Lady Gaga zu ihren Kunden. Beide setzen auf Visibilität und den Schockmoment. Nicht

selten taucht der Vorwurf auf, ihre Kunst sei laut, aber seicht, habe außer Provokation nicht viel zu bieten. Andere wiederum bewundern insbesondere Hirsts Vermarktungsgeschick als Kunst an sich.

Hass, Bewunderung, Ekel, Faszination – nur Gleichgültigkeit ist nicht unter den Reaktionen zu finden. Ist aber der Preis, etwa für *For the Love of God*, auch gerechtfertigt? Beider Künstler Werke richten den Blick auf Übersehenes, auf Verdrängtes, hinterfragen eingefahrene Sichtweisen. In gewisser Weise machen das die Bücher von Charles Bukowski auch. Und die gibt es bei Amazon schon um sympathische acht Euro. Mit dem Argument „Nicht einmal Geld hat einen Selbstwert“ wird die Frage, ob für einen Totenkopf mit alter, zu durchsichtigem Stein gepresster Kohle zu viel oder zu wenig bedruckte Papierscheine ausgetauscht worden seien, gern ad absurdum geführt. Wie viel dafür bezahlt wird, betrifft schlussendlich nur den Künstler und genialen Geschäftsmann Damien Hirst. Und den Käufer. Also Damien Hirst?



Staatliche Alimente für die Kunst

Die Republik Österreich fördert ihre Künstler mit sparsamen 90 Millionen Euro pro Jahr.

Arno Maierbrugger

In krassem Missverhältnis zur tatsächlichen, eher geringen Belastung des österreichischen Staatshaushaltes ist die Kunstförderung in Österreich stets ein heißes Eisen. Schließlich fördert sie etwas, dass am Ende nicht messbar ist.

Kunstförderung gilt vielen als Gradmesser für die Generosität eines Staates, als notwendige Maßnahme zur Pflege einer kulturellen Identität, als Signal der Aufgeklärtheit und Toleranz, als Sinnstiftung, als Artikulation des Kreativen gegenüber dem Materiellen und dem Mehrwert an sich.

Gesellschaftliche Funktion

Solcherart ist Kunstförderung stets dem politischen Diskurs ausgeliefert, da vorausgesetzt wird, sie erfülle gesellschaftliche Aufgaben, sie sei selbst eine Funktion der Gesellschaft. Doch wird Kunst dadurch automatisch förderbar?



Soll Kunst vom Steuerzahler gefördert werden, oder sollte man sie generell dem Kunstmarkt überlassen? Foto: Photos.com

Auf den Punkt brachte dieses Problem der österreichische Philosoph Werner Leinfellner in einem seiner Essays zur Kunstförderung: „Vor jeder Förderung der Kultur- und Kunstpolitik müsste gefragt werden, ob die heutige Kunst tatsächlich solch eine gesellschaftliche Kunst ist. Ist sie das nicht, dann müsste gefragt werden, was Künstler tun sollten, um eine solche hervorzubringen, und nicht immer,

was der momentan in einer finanziellen Krise befindliche Staat für sie tun könnte.“

Derzeit schüttet der Staat im Jahr etwa 90 Mio. Euro an Kunstförderung inklusive Publizistikförderung aus, was von vielen als ausgesprochen sparsam angesehen wird. Der Löwenanteil geht an die Bereiche Musik, darstellende Kunst sowie Filmförderung. Niemand wird bei aller punktuellen Kritik ernst-

haft der Meinung sein, Österreich verwöhne seine Künstler zu sehr.

Leinfellner argumentiert teilweise zu Recht, dass sich Kunst wie fast alles andere in der Gesellschaft zweckmäßigerweise dem Markt unterordnen sollte. „Wenn die Künstler und Künstlerinnen ihre Artefakta nicht auf dem Kunstmarkt anbieten und wenn die Kunstkonsumenten nicht auf dem offenen Kunstmarkt nachfragen, bleibt die Kunst L'art pour l'art, privat; sie erstart“, so Leinfellner.

Vor diesem Hintergrund läuft Kunstförderung in Österreich Gefahr, „Gießkannenförderung“ egoistischer L'art pour l'art zu werden, die alles fördert, wo nur Kunst draufsteht. Eine harte Nuss: Gerade der Kunstmarkt könnte die Kunstförderung aus diesem Dilemma reißen, doch dazu müsste es zu einem Ausgleich zwischen der internen psychologischen und der externen wirtschaftlichen Funktion der Kunst kommen.

Notiz Block



IT-Fit: T-Systems für Flüchtlinge

Am 11. Mai fiel der Startschuss für den vom IT-Dienstleister T-Systems gesponserten EDV-Grundkurs für unbegleitete junge Flücht-

linge in Österreich. Die Teilnehmer sind zehn Burschen im Alter von 15 bis 20 Jahren und kommen aus Afghanistan, Angola, Somalia und dem Kosovo. In 60 Unterrichtseinheiten erwerben die Kursteilnehmer Computergrundkenntnisse.

Die Initiative gehört zu den österreichischen Corporate-Responsibility-Aktivitäten von T-Systems im Einklang mit der internationalen Strategie der Deutschen Telekom „Connect the Unconnected“. Der EDV-Grundkurs entstand in Zusammenarbeit mit dem Verein Lobby 16.

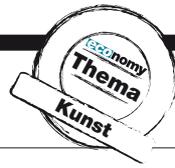
IDS Scheer erweitert „Aris-Plattform“

Aris vom IT-Unternehmen IDS Scheer unterstützt als eines der ersten Softwareprodukte im Markt die Business Processing Modeling Notation 2.0 und bietet kostenlose Unterstützung für Einsteiger. Erstmals wird auch die Darstellung von Prozess- und abteilungsübergreifender Zusammenarbeit durch

spezielle Modelle für kollaborative Prozesse unterstützt.

Fischer Advanced und Boeing erweitern Kooperation

Die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen FACC (Fischer Advanced Composites) in Ried, Oberösterreich, und Aviation Partners Boeing (APB) in den USA wird fortgesetzt: Eine Vertragsverlängerung, die die Lieferung von Flügelspitzen (Blended Winglets TM) für die Flugzeuge Boeing 737 New Generation und 757 regelt, wurde in Seattle unterschrieben. Der Rahmenvertrag hat ein Volumen von über 300 Mio. Dollar. FACC ist damit Alleinlieferant für Blended Winglets der Boeing 737 NG und 757. *red*



Kunstmarkt im Überfluss

Zehntausende Künstler und Bastler vertreiben ihre Exponate über den Webmarktplatz Etsy. Am anderen Ende der Individualisierungsskala produzieren chinesische Kunstmaler am Fließband kitschige Alpenszenen für den westlichen Markt. Wie Kunst die Brötchen auf den Tisch bringt.

Alexandra Riegler

Etsy entwickelte sich von „the next big thing“ zum Motor eines mächtigen Kunsthandwerkrends. 2005 von Rob Kalin, Chris Maguire und Haim Schoppik gegründet, wurde eine einfache Idee ins Web übersetzt: ein weltweiter Marktplatz für Kunsthandwerker und Designer, deren Bekanntheit für ein eigenes Geschäft nicht ausreicht. Ähnlich wie bei Ebay kann jeder Waren verkaufen, vorausgesetzt, sie sind selbst gemacht. Diese Definition wird inzwischen allerdings recht freizügig ausgelegt und inkludiert auch den Verkauf von Secondhandkleidung.

Das Finanzmodell von Etsy ähnelt in seiner Struktur jenem von Ebay: Für jedes angebotene Produkt sind 20 Cent Einstellgebühr zu entrichten, beim Verkauf gehen 3,5 Prozent an die Betreiber. Die Preise sind zumeist moderat, doch um Schnäppchen soll es dabei nicht gehen. Gründer Kalin will Großes bewegen: „Ich wollte die Art und Weise verändern, wie weltweiter Konsum funktioniert.“

Seit einige Designer und Künstler über Etsy sechsstellige Summen pro Jahr verdienen, steigt der Ehrgeiz der Nachkommenden. Die schlechte Wirtschaftslage treibt den Trend an, das Hobby zum lukrativen Beruf zu machen. Allein im letzten Jahr verdoppelte sich die Zahl der Mitglieder, die inklusive Käufer wohlgemerkt, bei über drei Mio. liegen soll.

Wer mehr als Taschengeld verdienen will, muss sich allerdings von fixen Arbeitszeiten verabschieden: An Produktion, Versand und dem Design neuer Produkte sitzen viele vom Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein. Doch die Mühe lohnt. „Wie dir jeder Künstler und Kunsthandwerker erzählen wird:

Der Verkauf eines Exponats gibt einem ein unbeschreibliches Gefühl von Selbstwert, Bestimmung und Selbstvertrauen“, erzählt Samantha Tate, die in ihrem Etsy-Shop „T8designs“ alten Schmuck zu ausgefallenen, modernen Stücken arrangiert. „Mein Selbstvertrauen steigt mit dem Erfolg meines Geschäfts, und ich er tappe mich dabei, größere künstlerische Risiken einzugehen und als Künstlerin zu wachsen.“

Mit künstlerischem Wachstum haben die in den USA verbreiteten Starving Artists Art Sales (in etwa: Kunstmärkte hungernder Künstler) indes wenig zu tun. Ölgemälde werden dort „in Sofagröße“ feilgeboten und kosten bereits gerahmt zumeist unter 50 Dollar. Ins Web verlegt bieten Unternehmen wie Global Wholesale Art schließlich auch nach Künstlern sortierte Reproduktionen an: „Van Gogh, Monet, Klimt, Cezanne, Renoir, Rembrandt, da Vinci“ ist auf der Website zu lesen. Van Goghs *Sonnenblumen* sind im Ausverkauf ab 199 Dollar zu haben.

Gemälde vom Fließband

Den Hinweis auf unterbezahlte Künstler sollten Kunden dabei recht wörtlich nehmen. Die meisten Ölgemälde stammen aus chinesischen Malfabriken. Am Fließband werden dort arbeitsteilig schweizerische Gebirgslandschaften und Südseestrände auf die Leinwand gepinselt und die oft talentierten Maler mit wenigen Cent Stundenlohn abgespeist. Da sich die westliche Klientel lieber Exponate vermeintlich heimischer Künstler an die Wand hängt, werden die Bilder mit Namen wie „Jones“ signiert. Die besonders billigen Stücke sind mittels Öldruck hergestellt. Eine Schicht Firnis sorgt dabei für den Eindruck der Echtheit.



Die meisten auf US-Billigkunstmärkten gehandelten Ölgemälde stammen aus chinesischen Malfabriken. Foto: EPA

Die meisten im Großhandel vertriebenen Bilder gehen an Hotelketten, Restaurants oder Möbelverleiher. Allerdings sind die Starving Artists Art Sales, die in der Regel in namhaften Hotels stattfinden, auch für Privatkunden ein Anziehungspunkt. Für lokale Künstler machen Großhändler das Geschäft nicht eben einfacher. „Sie überfluten den Markt mit billiger Kunst und machen es jenen, die allein arbeiten, schwer, den Lebensunterhalt zu verdienen“, sagt der in Kalifornien arbeitende Maler John Deckert. Deckert hält es für vorstellbar, dass manche Kollegen eine Art Zuflucht

in der Produktion für Großhändler finden. „Ich erinnere mich daran, als ich mich entscheiden musste, entweder weiter zu malen oder in einem anderen Bereich zu arbeiten. Es fühlte sich an, als ob mir mein Herz herausgerissen würde.“

Mittlerweile setzt sich auch auf Etsy der Markt durch. So werden originelle Designs, etwa bei Schmuck, innerhalb kürzester Zeit von Mitstreitern kopiert. Und einige Anbieter sind inzwischen sogar dazu übergegangen, ihre handgefertigten Schlüsselanhänger und Handytäschchen in China fertigen zu lassen.

Die „Stille Post“ scheint im digitalen Zeitalter kein geeignetes Kommunikationswerkzeug mehr zu sein. Da ist es doch viel einfacher, per Computer oder Telefon Botschaften auszusenden, ganz egal, ob es sich um Sprachmitteilungen, Daten, E-Mails oder Bilder handelt. Und zwar ganz gezielt an bestimmte Personen, an spezielle Abteilungen, an den Außendienst oder einfach an alle. Völlig unabhängig davon, wo sich diese Personen gerade aufhalten. Ein Kommunikations- und IT-Netzwerk von Kapsch wird genau auf die Größe Ihres Unternehmens und Ihre Bedürfnisse angepasst, entweder neu aufgebaut oder als Erweiterung und Modernisierung in Ihre bestehende Infrastruktur integriert. Inklusive aller Dienstleistungen rund herum. Das Leben kann so praktisch sein. Enabling effective real time business. Kapsch. | www.kapschbusiness.com

Kapsch >>>
always one step ahead

Was Sie zu sagen haben, wollen alle wissen.

Kommunikationsnetzwerke
von Kapsch BusinessCom.



Dossier

Musik

Sex, Liebe und Rock 'n' Roll

Kunst ist Berufung und Zufall und Wagnis und Befreiung. Patti Smith dichtete, und Robert Mapplethorpe malte, als sie jung waren und sich liebten. Er suchte Sex mit Männern und wurde ein begnadeter Fotograf, sie Rocksängerin.

Er brauchte Fotos von nackten Männerkörpern für seine Collagen. Doch die Pornomagazine waren in Zellophan eingeschweißt, man durfte die Folie vor dem Kauf nicht aufreißen. So riskierte er jedes Mal, dass er sein Geld umsonst für ein Schwulenheft rausschmiss und nichts davon verwenden konnte – und dabei hatte er so wenig Geld.

Seine Freundin Patti sagte ihm oft, er solle doch selber fotografieren. Doch er glaubte, er wäre zu ungeduldig, er wollte nicht stundenlang in der Dunkelkammer stehen. Als er einmal bei einer Freundin eine Polaroidkamera herumliegen sah, griff er Pattis Anregung auf und borgte sich die Kamera aus. Aber die Kosten für einen Polaroidfilm waren hoch, zehn Fotos für drei Dollar, das war 1971 viel Geld. Also legte er die Kamera wieder beiseite. Einstweilen.

Kunst ist Berufung

Kunst ist auch Zufall. Bevor Robert Mapplethorpe zu einem begnadeten und skandalträchtigen Fotografen wurde, zeichnete und malte er jahrelang, machte Collagen und kunstvolle Halsketten aus Materialien, die er fand oder billig kaufte: aus Federn, aus Perlen, aus allem Möglichen. Sogar aus Hummerres-

ten, die in Restaurants auf leer gegessenen Tellern lagen. Patti packte die Hummerscheren in eine Serviette, bevor die Teller abgeräumt wurden, Robert schrubkte sie, besprühte sie mit Farbe und fädelt sie mit anderen Fundstücken zu Halsbändern auf. Verkauft hat er von seinen frühen Werken kaum etwas.

Patti sorgte in diesen Jahren, von Herbst 1967 bis in die frühen 1970er Jahre, zu einem großen Teil für ihren gemeinsamen Lebensunterhalt: Sie arbeitete ganztags in einer Buchhandlung und später in einem Verlag. Abends arbeiteten sie gemeinsam im Atelier. Sie schrieb Gedichte, und sie zeichnete.

Kunst ist Sehnsucht

Mit zwölf beschloss Patti, Künstlerin zu werden. Damals hatten ihre Eltern Geld zusammengekratzt, um mit den vier Kindern mit dem Bus nach Philadelphia zu fahren und ins Kunstmuseum zu gehen. Modigliani und Picasso zu sehen hat das Kind transformiert. „Ich hatte keinerlei Indiz, dass ich das Zeug zur Künstlerin hatte, obwohl ich danach hungerte, eine zu sein“, schreibt die Poetin und Rocksängerin Patti Smith in ihrem kürzlich erschienenen Buch *Just Kids*. Darin geht es um Selbstfindung und Selbstwerdung: um ihre eigene und die von Robert Mapple-



Foto: APA/Herbert P. Oczeret

thorpe, ihrem Geliebten und später Freund in alle Ewigkeit.

19-jährig gebar Patti Smith ein Kind, gab es zur Adoption frei und schwor ihrem nie gesehenen Kind und Jeanne d'Arc, ihrer geheimen Heldin, dass sie aus ihrem Leben etwas machen würde: Sie verließ das ländliche South Jersey, fuhr mit

wenig Geld nach New York City und suchte Arbeit. Sie wollte Künstlerin werden, wusste aber, dass sie sich eine Kunstakademie nicht leisten konnte. Sie las Charles Baudelaire und Arthur Rimbaud – ihre Verwandten im Geiste.

Kaum in New York angelangt, lernte Patti Robert kennen. Nach

Dossier Musik

Fortsetzung von Seite 29

Kaum in New York angelangt, lernte Patti Robert kennen. Nach ihrer ersten Nacht war unausgesprochen klar, dass sie zusammenbleiben würden. Sie waren arm. Manchmal blieben sie hungrig, wenn sie für Essen kein Geld hatten, oder sie teilten sich ein Sandwich. Auch Museumsbesuche „teilten“ sie: Eine/r ging ins Museum, absorbierte das Gesehene und erzählte dem/der anderen draußen Wartenden davon. „Eines Tages werden wir beide reingehen, und die Kunst ist dann unsere eigene“, sagte Robert einmal, nachdem er vor dem Whitney Museum auf Pattis Schilderung gewartet hatte. Er war sich sicher, dass er den Durchbruch schaffen würde. Er war überzeugt vom Wert seiner Arbeit.

Kunst ist Ehrgeiz

Doch bevor Robert den künstlerischen Durchbruch schaffte, brach etwas anderes aus ihm heraus: seine sexuelle Neigung zu Männern. Er hatte Affären mit Männern, er hatte Liebesbeziehungen, und manchmal war er Stricher – um Geld zu beschaffen, und auch aus Lust.

Robert und Patti trennten sich manchmal räumlich wegen eines Liebhabers (von ihr oder von ihm), doch sie liebten sich und blieben aufeinander bezogen. Als sie einmal von einer Reise nach Paris zurückgekehrt war und ihn schwerkrank vorfand, versprachen sie einander, dass sie sich nie wieder allein lassen würden, solange sie nicht sicher waren, dass beide auf eigenen Beinen stehen konnten. „Und diesen Schwur haben wir gehalten, trotz allem, was uns noch erwartete.“

Im Chelsea Hotel, einem legendären Wohnort von Künstlern, fanden sie ein Refugium. Von dort aus eroberten sie die Kunstszene. Bei Patti verlief vieles nach Zufall, Robert ging systematisch vor. Er war ehrgeizig. Er wollte in die Kreise von Andy Warhol vordringen. Auf dem Weg dorthin lag Max's Kansas City, ein Lokal, in dem der Warhol-Hofstaat die Nächte verbrachte. Pech nur, dass Warhol nicht mehr oft ausging, seit er 1968 angeschos-



Kunst ist Narzissmus. Und Grenzüberschreitung. In diesem Bild liegt der Schatten eines Museumsbesuchers auf einem Selbstporträt von Robert Mapplethorpe. Foto: EPA/Jorge Zapata

sen wurde und fast gestorben war. Glück aber, dass Mapplethorpe begehrt wurde. Alle waren hinter ihm her, Männer wie Frauen, aber Roberts Triebfeder war damals sein Ehrgeiz, nicht Sex. „Sie hatten es auf ihn abgesehen, so wie er es auf den Inner Circle abgesehen hatte“, schreibt Smith.

Kunst braucht Kapital

Ein Museumskurator, der in (unerfüllter) Liebe zu Mapplethorpe entbrannte, verschaffte ihm Zugang zu den Reichen, nahm ihn mit auf Reisen nach Paris, wo sie mit Yves Saint Laurent und seinem Partner Champagner tranken, kaufte ihm eine Kamera und arrangierte einen Vertrag mit Polaroid über kostenlose Filme. Kurze Zeit später lernte Mapplethorpe Sam Wagstaff kennen, seinen Mäzen, Geliebten und Freund bis ans Lebensende. Wagstaff war reich und einflussreich. Er kaufte Mapplethorpe eine Hasselblad und ein Atelier. Mapplethorpe konzentrierte sich nun ganz auf die Fotografie. Künstler war er bereits, fotografieren hatte er mit der Polaroid gelernt, bevor er Wagstaff traf. Doch ohne die finanziellen Ressourcen seines Liebhaber-Mäzens, ohne dessen Zugang zur High Society der Kunst wäre Mapplethorpe nicht der geworden, der er wurde.

Patti Smith hatte immer geschrieben, inspiriert von Rimbaud und ihren lebenden Dichterfreunden Allen Ginsberg und William Burroughs. Doch sie war wohl weniger von ihren Fähigkeiten überzeugt als Mapplethorpe von seinen – und ihren. Er war es, der sie anstachelte, mehr zu schreiben, mehr zu zeichnen. Er sagte ihr, dass er ihre Stimme liebte. Es war nie ihr Traum gewesen, Musikerin zu werden. Im Chelsea lernte sie zwar die Größen der Zeit kennen, Jimi Hendrix und Janis Joplin. Doch eine Rocksängerin, eine Poetin auf der Bühne wurde sie erst, als Robert und andere Freunde sie drängten, ihre Gedichte öffentlich vorzutragen. Sie wollte etwas Machtvolles daraus machen, eine Beat-Performance. So bat sie einen befreundeten Musiker, mit seiner E-Gitarre einen Autocrash zu spielen. Vier Jahre später nahm sie ihre erste LP *Horses* auf. Das Coverfoto, Patti im weißen Hemd mit schwarzem, über die Schulter geworfenem Sakko machte beide bekannt: Sängerin und Fotograf.

Kunst ist Wagnis

Kunst ist Tod, ist man versucht zu sagen, angesichts der Musiker, die früh wegen Drogen zu Tode gekommen sind, und der Künstler, die die Krankheit Aids hinwegge-

rafft hat – wie Mapplethorpe, der 1989 starb. Doch an Drogen, Unfällen und Aids sterben Künstler und Nichtkünstler gleichermaßen.

Es ist eher die Nähe zum Risiko. Kunst ist Wagnis, ist Grenzüberschreitung. Das ist der Bereich, mit dem Mapplethorpe zum kontroversen und Skandale produzierenden Fotografen aufstieg. Es waren nicht seine perfekt in Szene gesetzten Lilien und Tulpen, die ihn berühmt machten. Sondern seine Aufnahmen in der homosexuellen Sadomasochese in New York.

Patti Smith ist kein Superstar geworden. Eher eine Ikone. Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere zog sie sich zurück, lebte mit ihrem Mann und zog ihre zwei Kinder groß. Erst nach persönlichen Tragödien, nach dem Tod ihres Mannes, kam sie auf die Bühne zurück.

Margarete Endl

Tipp

Patti Smith: „Just Kids. Die Geschichte einer Freundschaft“, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010, 20,60 Euro, ISBN: 978-3462042283

Ausstellung im Kunsthaus Wien: „Kontroversen. Justiz, Ethik und Fotografie“. Die Ausstellung enthält auch Fotos von Robert Mapplethorpe und läuft noch bis 20. Juni 2010.

Dossier Musik

Rockmusik trifft Klimaschutz

Wer Bands wie die Rolling Stones oder Die Ärzte hört, ist Klimaschützer. Die Green Music Initiative macht Musik umweltverträglich. Es „grünt“ in der Branche, und wer kein welkes Blatt sein möchte, rockt klimafreundlich mit.

Zerrissene Jeans, gefärbte Haare und krachende Gitarrenriffs – sieht so Klimaschutz aus? Wenn es nach der Green-Music-Bewegung geht, schon. Das Umweltbewusstsein hält Einzug in die Musik- und Unterhaltungsbranche. Wo früher noch „No Future“ proklamiert wurde, wird heute auf Nachhaltigkeit und Kohlendioxidreduktion geachtet. Rocken gegen den Klimawandel? Immer mehr Bands verschreiben sich diesem Motto.

Den Stein des Anstoßes lieferte eine Studie der englischen Elite-Universität Oxford. Diese rechnete der britischen Musikindustrie vor, dass sie jedes Jahr 540.000 Tonnen Kohlendioxid (CO₂) produziert. Das entspricht etwa dem CO₂-Fußabdruck einer Kleinstadt von 54.000 Einwohnern oder dem Ausstoß von 180.000 Autos pro Jahr.

Erst reagierten darauf einzelne Bands wie etwa die Alternative-Superstars Radiohead, die ihre Tournee 2008 „Carbon Neutral Tour“ nannten, beim Bühnenlicht circa 40 Prozent durch Energiesparlampen sparten und ihren Kohlendioxidausstoß durch Aufforstungsprojekte neutralisierten. Inzwischen beteiligen sich auch längst Urgesteine des Musikgeschäfts wie die Rolling Stones oder Pink Floyd an der rockigen Gärtnerei. Das Ziel: Verantwortung übernehmen und ein Zeichen setzen.

Green Music Initiative

Die Idee fand ihren Weg bald von der Insel auf den Kontinent, genauer gesagt nach Berlin. Jacob Bilabel gründete dort erst vorletztes Jahr die Green Music Initiative. Das Konzept lautet, Unternehmen

aus der Kreativwirtschaft beim Einsatz grüner und nachhaltiger Energien sowie beim Reduzieren der Kohlendioxidemissionen zu unterstützen. „Der Klimawandel ist in den Köpfen der Menschen angekommen und mit ihm das wachsende Bewusstsein, dass jeder seinen Teil dazu beitragen muss, um ihm zu begegnen“, so Bilabel.

Es soll jedoch nicht einfach mit erhobenem Zeigefinger Verzicht gepredigt werden. Das beispielhafte Vorgehen von Akteuren aus der Musik- und Unterhaltungsbranche soll Vorbildcharakter haben und somit letzten Endes zum Nachmachen ermuntern; die Umsetzung innovativer Einfälle zur CO₂-Reduktion wird mit einem Award ausgezeichnet. Speziell der erzieherische Effekt steht im Mittelpunkt. Die Musikbranche hat „durch ihren Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung eine große Mitverantwortung bei der Erreichung der vereinbarten CO₂-Reduktionsziele“, ist Bilabel vom großen Potenzial der Bewegung überzeugt.

Klimarevolte von unten

Laut der Oxford-Studie ist die Anreise der Fans zu den Konzertplätzen jener Prozess, der am meisten CO₂ produziert, nämlich 43 Prozent. Für jeweils etwa 25 Prozent zeichnen der CD-Lebenszyklus von der Produktion bis zur Entsorgung sowie Musikveranstaltungen verantwortlich. Tourbusse, der Transport von Bandequipment et cetera spielen hingegen kaum eine Rolle.

Die Green Music Initiative, die auch eng mit renommierten wissenschaftlichen Instituten zusammenarbeitet, hat daraufhin mit dem Melt-Festival einen wichtigen Part-



„Heißer Sound statt heiße Luft“ – mit gutem Beispiel vorangehen und die Möglichkeit zum Mitmachen bieten lautet die Devise. Foto: EPA

ner gefunden. Das Festival in der Nähe von Dessau in Sachsen-Anhalt, auf dem heuer unter anderem Massive Attack und Tocotronic spielen, will als Leuchtturmprojekt mit dem Ausbau attraktiver Reiseangebote seine CO₂-Bilanz verbessern und umweltfreundlicher werden.

Im Gegensatz zu Maßnahmen wie etwa dem letztjährigen Klimagipfel in Kopenhagen liegt der Green Music Initiative somit eher ein Bottom-up-Prinzip zugrunde. Mit ihrem Kohlendioxidausstoß liegt die Musikindustrie bei Weitem nicht mit an der Spitze der CO₂-Sünder, dennoch nimmt sie ihre Verantwortung vermehrt wahr und versucht ein Zeichen zu setzen. „Jeder kann und soll einen Beitrag leisten“, lautet das Motto.

Punks als Musterschüler

Schon vor Gründung der Green Music Initiative kompensierte die deutsche Punkband Die Ärzte den CO₂-Ausstoß der Jäzzfäst Tour in Zusammenarbeit mit dem Klimaschutzprojekt CO₂OL. Dabei handelt es sich um einen Dienstleister, der bei der Berechnung verursachter CO₂-Emissionen im Privathaus-

halt sowie in der Firma hilft. CO₂OL bietet Vorschläge zu deren Reduktion sowie zur Neutralisation nicht weiter vermeidbarer Emissionen durch Aufforstungsprojekte. Auf der Homepage www.co2ol.de kann übrigens jeder seine CO₂-Produktion berechnen und Angebote zu deren Neutralisation einholen.

Durch Aufforstungsprojekte wird CO₂ absorbiert, indem es beim Baumwachstum wieder zu Sauerstoff und Kohlenstoff aufgespalten wird. Von den Aufforstungsprojekten von CO₂OL in Lateinamerika profitiert übrigens nicht nur die Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch die miteingebundene Bevölkerung. Die Qualität und Nachhaltigkeit der Projekte wird dabei laufend von unabhängigen Institutionen geprüft.

„Die Kompensation von CO₂-Emissionen durch nachhaltige und zertifizierte Klimaschutzprojekte ist nicht der Königsweg zur Rettung des Planeten, gehört aber zum Masterplan, wenn die Erde eine Zukunft haben soll“, heißt es seitens CO₂OL. Na dann. „Are you ready to rock?“

Emanuel Riedmann

Dossier Musik

Der Teufel schreibt Musikgeschichte

Er zieht sich als spannungsgeladenes Intervall durch die Musikgeschichte: Der Tritonus, die übermäßige Quarte, gilt aufgrund der geheimnisvollen Disharmonie von drei Ganztonschritten als „Teufel in der Musik“ – und lässt sich vorzüglich für Schauerdramatik einsetzen.

Diabolus in musica nannte man das Tritonus-Intervall im Mittelalter – den Teufel in der Musik. Aufgrund seines spannungsgeladenen Klangs, der stark nach einer Auflösung verlangt, wurde der Tritonus als „schwierig“ oder gar „gefährlich“ angesehen.

Ein Grund dafür ist, dass sich das Tritonus-Intervall nicht mit einer ganzzahligen Proportion beschreiben lässt. Vielmehr beträgt das Intervallverhältnis eines gleichstufigen Tritonus eins zu Quadratwurzel aus zwei, wodurch es genau eine Oktave halbiert. Aufgrund dieses Zahlenverhältnisses, das in der Kompositionslehre schwer darstellbar war, galt das Intervall als „teuflisch“. Und interessanterweise klingt ein Tritonus auch außergewöhnlich spannungsgeladen, um nicht zu sagen furchterregend. Aufgrund der frühen symbolischen Assoziation als Diabolus in musica wurde das Intervall vor allem in der westlichen Musik zur Kreation eines „bösen“ oder furchterregenden Sounds verwendet. Im Mittelalter reagierte die Kirche teilweise empfindlich auf Musik, die den Tritonus enthielt, oder auf Sänger, die das Intervall benutzten.

Aufgelöste Spannung

Dies änderte sich etwas im Barock und später in der Klassik, als der Tritonus vor allem zum Spannungsaufbau mit dem Ziel der harmonischen Auflösung dieser Spannung verwendet wurde. Verwendung fand er unter anderem bei Johann Sebastian Bach (*Matthäuspassion*), bei Ludwig van Beethoven (*Fidelio*) sowie Franz Liszt, Antonio Vivaldi, Frédéric Chopin, Modest Mussorgski und Richard Wagner.

Der Tritonus wurde von den Komponisten fast ausschließlich



Der Klang des Tritonus wurde im Mittelalter als Intervall des Teufels gesehen. Heute ist er fixer Bestandteil von düsterem Heavy Metal. Foto: EPA

zur Darstellung dramatischer und/oder bedrohlicher Situationen benutzt, so etwa für Jesu Begegnung mit einem Aussätzigen in der *Matthäuspassion*, in der Kerkerzene der Oper *Fidelio*, in Liszts *Dante-Sinfonie* zur Beschreibung der Hölle, in Camille Saint-Saëns *Danse macabre*, wo der Teufel seine Violine in einem Tritonus-Intervall stimmt. In Modest Mussorgskis *Bilder einer Ausstellung* wird der Tritonus im Abschnitt „Hütte der Baba Yaga“ verwendet, um die unheimlichen Lockrufe der Hexe zu symbolisieren. Wagner benutzte den Tritonus häufig in der *Götter-*

dämmerung, unter anderem in der Pagan-Szene, wo die Musik beinahe die Charakteristik einer schwarzen Messe annimmt.

Die Verwendung des Teufelsintervalls zieht sich weiter bis in die moderne Jazz-, Pop- und Rockmusik. Die beiden prominentesten Beispiele für die Nutzung des Intervalls in der Populärmusik sind das eindringliche Intro des Songs *Purple Haze* von Jimi Hendrix und das Grundthema des Songs *Black Sabbath* der gleichnamigen Rockband aus dem Jahr 1969.

Doch nicht nur in Rockklassikern lässt sich der Tritonus entde-

cken: So wurde der Intervall in zahlreichen Filmmusiken, vornehmlich in Thrillern und Horrorfilmen, verwendet, zum Beispiel für *Jurassic Park* und auch in Teilen der *Star Trek*-Serie. Im Splattermovie *Evil Dead II* kommt das Tritonus-Motiv des *Danse macabre* am Ende zur Verwendung.

Filmmusik und Sirenen

Doch auch in Spaß-Serien wird der Tritonus verwendet, etwa im Abspann der *Muppet Show* sowie in den Titelmelodien zu den *Simpsons* und *South Park*.

In den 1950er Jahren baute das Sirensignal des New Yorker Zivilschutzes der Firma HOR auf dem Tritonus auf, sozusagen als Erbe des Zweiten Weltkriegs. Das beunruhigende Sirengeräusch wird heute allerdings nicht mehr verwendet. Die Begrüßungsmelodie beim Einschalten des Apple Macintosh der Serie II war im Übrigen auch ein Tritonus.

Der Filmkomponist Mark Wilkinson hat den Tritonus in der Musik zu dem Horrorfilm *Blood on Satan's Claw* (deutscher Titel: „In den Krallen des Hexenjähgers“) aus dem Jahr 1971 verwendet. „Der Teufelsintervall hört sich einfach gemein und fies an, es ist eine unangenehme Tonfolge, die danach schreit, harmonisch aufgelöst zu werden. Den Tritonus zu spielen ist wie auf einem Bein zu stehen, während man aber weitergehen möchte“, so Wilkinson.

Von Giuseppe Tartini, einem Geigenvirtuosen aus dem 18. Jahrhundert, und seiner *Devil's Trill Sonata* bis zur Hardrockformation Slayer und ihrem Album *Diabolus in Musica* ist es ein weiter Schritt, doch der Tritonus zeigt sich überraschend beständig.

Arno Maierbrugger

Dossier Musik

Nichts als Musik im Kopf

Der musikalische Nachwuchs ist da. Rund 60 Kompositionsstudenten sind an der Wiener Universität für Musik und darstellende Kunst inskribiert. Überleben kann man nur mithilfe von einem anderen Job und viel Idealismus. MDW-Absolventin Olga Neuwirth bekam jetzt den Staatspreis.

Mozart, Beethoven, Haydn – diese Namen kommen sehr oft vor, wenn man Menschen fragt, welche Komponisten ihnen spontan einfallen. Friedrich Cerha, Gerald Resch, Heinz Karl Gruber, Thomas Larcher und Wolfgang Sauseng werden weit weniger genannt. Letzteren gemeinsam ist: Sie sind lebende Komponisten aus Österreich. Und es gibt Komponisten-Nachwuchs.

An der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien (MDW) sind rund 60 junge Leute am Institut für Komposition und Elektroakustik (IKE) inskribiert: Neben dem Studium „Komposition und Musiktheorie“ (Schwerpunkte: Instrumental-, elektroakustische und Medien-Komposition) können auch ein Tonmeister-Studium sowie ein Lehrgang für Computermusik und elektronische Medien belegt werden. Um mehr Forschung, Vernetzung und experimentelle Arbeit zu ermöglichen, wurde 2008 ein Zentrum für innovative Musiktechnologie (ZiMT) eingerichtet.

Triste finanzielle Aussichten

„Die Berufsausbildung steht bei uns nicht im Vordergrund, wir raten den Studierenden auch zu einem zweiten Standbein“, macht Institutsleiter Martin Lichtfuss deutlich, dass ein Leben als Komponist allein heute finanziell nahezu unmöglich ist. Viele absolvieren daher daneben eine Instrumental- oder Dirigenten-Ausbildung. Später arbeiten sie etwa als Musiklehrer, Instrumentalisten, Ensembleleiter, Kulturmanager oder Dirigenten. Die Tätigkeit als Komponist wird zusätzlich ausgeübt. „Ich kenne in Österreich nur drei Komponisten, die 3000 Euro im Monat verdienen“, kommentiert Lichtfuss die aktuelle Lage.



Wer sich mit zeitgenössischer Musik auseinandersetzt, wird staunen: In Österreich ist die Kompositionsszene mehr als lebendig – dank der sehr begehrten Ausbildung an der Wiener Musik-Uni. Foto: Pixelio

Ein weiteres Problem ist, dass „in den letzten zehn Jahren das allgemeine musikalische Grundbildungsniveau in Österreich rapide gesunken ist. Klassische Musik hören und spielen wird so gut wie nicht mehr gefördert, und Musikschulplätze werden gestrichen“, kritisiert Bernhard Eder, Kompositionsstudent an der MDW. Er war schon in seiner Kindheit von Musik fasziniert. Mit 14 Jahren wusste er: Ich will Komposition studieren. Ein Traum, den er sich nach Absolvierung des Wiener Musikgymnasiums erfüllte. Im vergangenen Jahr hat er sich aus verständlichen Gründen zusätzlich zur Dirigenten-Ausbildung angemeldet. „Es gibt noch genug Musik, die so noch nie gehört wurde, und es braucht ambitionierte Künstler, um diese zu schreiben und auch aufzuführen“, ist der Gewinner des Salieri-Kompositionswettbewerbs 2006 überzeugt.

Eder weiß aber aus eigener Erfahrung: „Das hohe internationale Niveau vieler ausländischer Stu-

denten hat die Anforderungen, um überhaupt zum Studium zugelassen zu werden, auf ein enorm hohes Level gehoben.“

Anziehungspunkt Wien

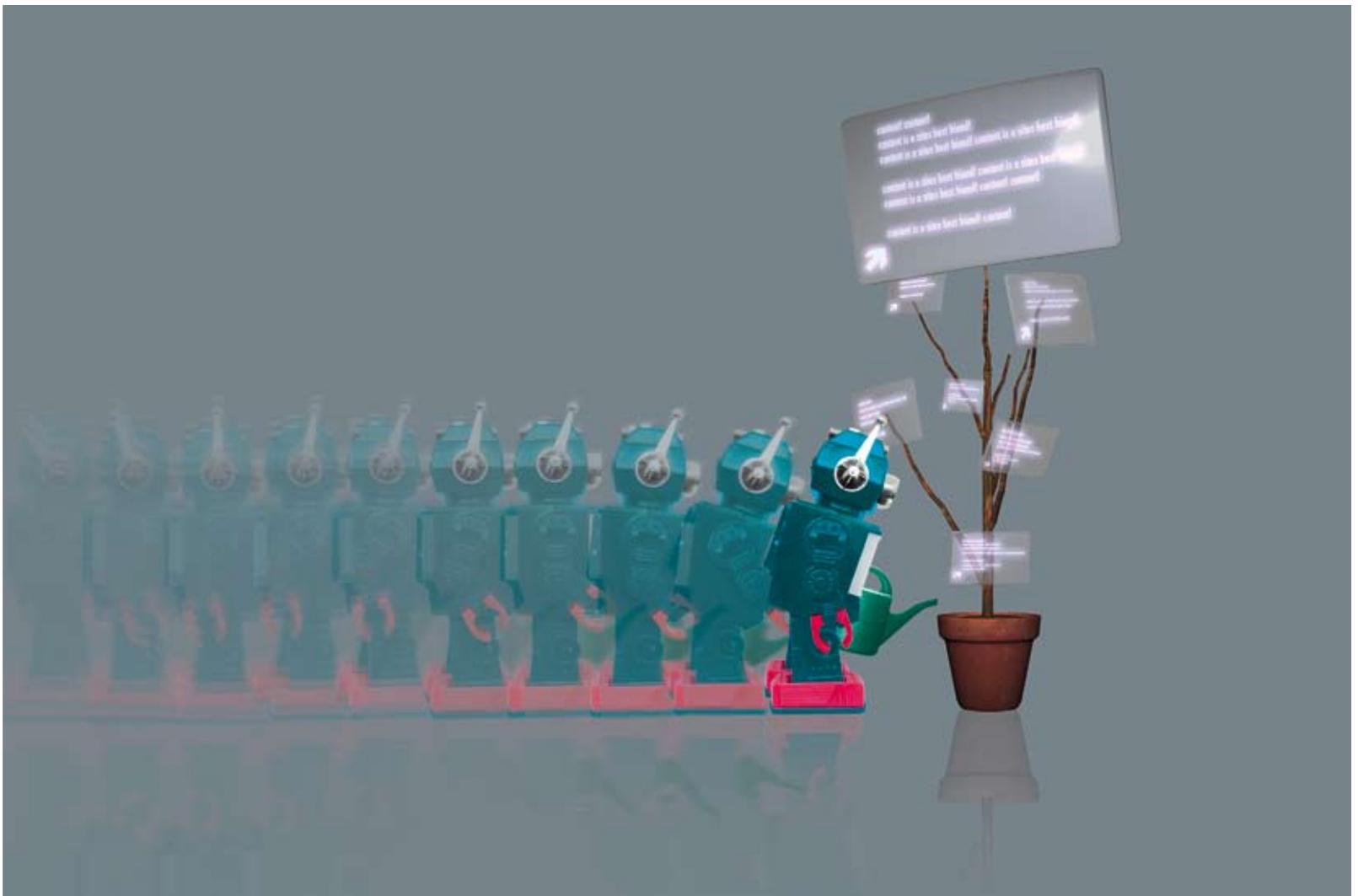
Wien ist als Ausbildungsstätte international heiß begehrt. Der junge Deutsche Rostislav Gilman kam ursprünglich für sein Violinstudium nach Wien. Nach einer irreparablen Handverletzung entschloss sich Gilman (Vater: Dozent für Musiktheorie, Mutter: Musiklehrerin) zum Kompositionsstudium. Er will in Zukunft neben klassischer Konzertmusik auch Musik für Film und Fernsehen schreiben. „Als Komponist Neuer Musik stößt man in Österreich oft auf taube Ohren“, bedauert Gilman. Andererseits ist Österreich kein schlechtes Pflaster für angehende Komponisten: Es gibt Festivals für zeitgenössische Musik wie etwa „Wien Modern“ und auch Möglichkeiten für Uraufführungen. Gilmans Werke wurden bereits mehrfach aufgeführt, etwa

vom Jeunesse-Chor Wien oder dem Ensemble Lux (Uraufführung im Wiener Konzerthaus). „Die MDW ist eine hervorragende Institution“, streut Gilman seiner Uni Rosen.

Ebenso begeistert ist seine Studienkollegin Susanna Oldham aus Großbritannien: „Ich habe mich für Wien nach einem Erasmus-Austausch entschieden. Das Studium hier ist deutlich klarer, und Wien ist super, weil hier so viele unterschiedliche Musikrichtungen zu finden sind.“ Außerdem findet Oldham, dass es in Wien viel mehr Gelegenheiten für Konzerte und Aufführungen gibt als in ihrem Land.

Prominente Kompositionsabsolventen sind Olga Neuwirth (geboren 1968), Beat Furrer (geboren 1954), oder Karlheinz Essl (geboren 1960), Sohn des gleichnamigen Kunstsammlers. Olga Neuwirth, die aus einer Musikerfamilie stammt, bekam im April als erste Frau in der Musiksparte den Österreichischen Staatspreis.

Christine Wahlmüller



Living Content.

Verbinden Sie Ihr Unternehmen mit dem Puls des Geschehens. Beleben Sie Ihren Auftritt und Ihre Wirkung bei der Zielgruppe. APA-MultiMedia liefert Ihnen **LIVING CONTENT** jeder Art – in Wort, Bild, Ton und Video – für Ihre Websites, Publikationen, Screens, Handys und vieles mehr.

APA-MultiMedia

Ihr Partner für multimedialen Content und redaktionelles Outsourcing.

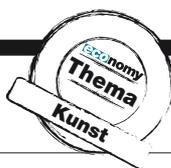
www.multimedia.apa.at

APA:MULTIMEDIA

APA

APA-MultiMedia
Laimgrubengasse 10
1060 Wien

Tel.: +43/1/360 60-3333
E-Mail: multimedia@apa.at
Web: www.multimedia.apa.at



Wettlesen um gefüllte Socken

Fünf Minuten, ein Blatt Papier, der eigene Text. Poetry Slams sind literarische Wettkämpfe um die Publikumsgunst. 1986 als Alternative zu klassischen Lesungen initiiert, haben sie mittlerweile in die Literaturhäuser Einzug gehalten.

Anna Weidenholzer

Die Salzuhr misst die Zeit, und das Moderationsteam ist streng. Fünf Minuten, mehr bleibt den Slammern nicht, um eine Geschichte aufzurollen, Stimmungen zu erzeugen, Bilder zu wecken. Beim Poetry Slam wird um die Gunst des Publikums gelesen. Es stimmt ab, wer in die nächste Runde kommt, wer den Abend gewinnt.

René Monet hat am Ende eines Poetry-Slam-Abends in Linz schon oft einen Socken in Händen gehalten. Der Socken, gefüllt mit Spenden aus dem Publikum, stellt den Hauptgewinn beim Postskriptum Slam dar. Von Speck bis Geld kann alles drin sein. Reich wurde davon freilich bislang niemand, aber um das Gewinnen geht es beim Slammen ohnehin weniger, heißt es. Was zählt, ist die Stimmung im Publikum. „Der Kontakt zum Publikum ist direkter, lebhafter als bei Lesungen, wo es mucksmäuschenstill ist. Man sieht, wie die Leute reagieren“, sagt René Monet.

Für das Publikum schreiben

Ein Text beim Poetry Slam funktioniert, wenn das Gelesene dem Publikum gefällt. „Das direkte Feedback ist super, aber es ist auch eine Gratwanderung, wenn man nicht nur will, dass das Publikum lacht und klatscht, sondern auch seine eigenen Sachen rüberbringen möchte“, sagt Dominika Meindl, die unter dem Namen Minkasia slammt und wie René Monet aus der Linzer Slamszene stammt.

Dass Texte beim Poetry Slam für das Publikum geschrieben werden, meint auch René Monet: „Wer Texte nicht für ein Publikum verfasst,

sondern für sich selbst, wird eher nicht bei einem Slam lesen.“ Was für einen Slam zu lang ist, also mehr als zwei A4-Seiten umfasst, oder zu komplex wäre, veröffentlicht René Monet in klassischen Publikationsformen wie Anthologien oder Literaturzeitschriften.

Dennoch, ein Exotenprogramm abseits des traditionellen Literaturbetriebs ist die Poetry-Slam-Szene nicht mehr. Was der US-amerikanische Performance-Poet Marc Kelly Smith 1986 in Chicago als Gegenprogramm zu klassischen Lesungen mit Tisch und Wasserglas ins Leben gerufen hat, findet heute auch an literarischen Veranstaltungsorten statt, wo schon viele Wassergläser gestanden haben. Das Literaturhaus Wien beispielsweise hat mit dem „Slam B“ seit Oktober des Vorjahrs einen eigenen Poetry Slam. Markus Köhle, der im Innsbrucker „Bierstindl“ den ersten österreichischen Poetry Slam ins Leben rief, und Mieze Medusa gelten als Wegbereiter der Slam-Szene und sind im Literaturbetrieb keine Unbekannten.

Gut vernetzt

Poetry Slams finden mittlerweile mehr oder weniger regelmäßig in nahezu allen Bundesländern statt, die Szene ist vielfältig und gut vernetzt. Am meisten habe er bei den Slams nicht durch das Publikum, sondern durch den Austausch mit anderen Slammern gelernt, meint René Monet. „In kürzester Zeit hört man bei den Slams sehr viele Texte, da habe ich gemerkt, welche unterschiedliche Herangehensweisen es gibt.“ Die gute Vernetzung der Szene hat es dem Oberösterreicher ermöglicht, nicht nur ein Linzer Pu-



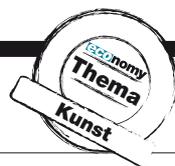
Jährlich treffen sich die besten Slammer aus Österreich und Südtirol beim Ö-Slam zum Wettlesen. Foto: Jürgen Wenter

blikum zu erreichen, sondern bei Slams in ganz Österreich zu lesen. 2008 wurde René Monet bei der österreichischen Meisterschaft Ö-Slam „Vizeweltmeister“, ein Jahr zuvor schaffte er es beim internationalen Poetry Slam in München ins Halbfinale. Die nächste österreichische Meisterschaft findet dieses Jahr im Oktober statt – in Bozen. Denn, so die Veranstalter: „Es geht beim Poetry Slam nicht um Landesgrenzen. Wenn überhaupt, geht es um Sprachräume.“

Wer den Ö-Slam gewinnt, erhält „einen Pokal, viel Ehre“, mehr nicht. Aber: Die drei Erstplatzierten werden zu bezahlten Lesungen in österreichische Literaturhäuser geladen. Auch hier entscheidet das Publikum, wer es ins Finale und später in die Literaturhäuser schafft. „Ich

mag die Bewertung nicht sonderlich, ich wurde auch in der Schule nicht gerne benotet“, sagt Minkasia, vorjährige Ö-Slam-Teilnehmerin und immer öfter auch Moderatorin des Linzer Poetry Slams. Nachsatz: „Das sagt jetzt eine, die nie gewinnt.“ Mit ein Grund, warum Minkasia mit René Monet im Vorjahr die Linzer Lesebühne ins Leben gerufen hat und damit dem Innsbrucker und Wiener Beispiel gefolgt ist. Auch das Konzept der Lesebühne kommt ursprünglich von anderswo, nämlich aus dem Berlin der späten 90er Jahre. Was die Lesebühne vom Poetry Slam unterscheidet: Es gibt keine Salzuhr und keine Zetteln, die das Publikum zum Abstimmen in die Höhe halten kann. Feedback gibt es trotzdem.

www.poetryslam.at



Playbackgesang aus voller Kehle

Karaoke, das Unterhaltungsphänomen, gibt es neuerdings sogar schon als iPhone-Anwendung.

Arno Maierbrugger

Daisuke Inoue könnte heute ein schwerreicher Mann sein. Der Japaner, dem die Welt die Erfindung der Karaoke-Maschine verdankt, hat damit vor allem im asiatischen Raum einen beispiellosen Trend ausgelöst. Leider vergaß er allerdings, seine Maschine patentieren zu lassen.

Der Hobbymusiker fing 1971 mit Playback-Bändern zu experimentieren an und bemerkte, dass sich diese auch als Zeitvertreib für Möchtegernsänger eigneten. Er begann, Bars in der japanischen Stadt Kobe mit von ihm konstruierten Karaoke-Maschinen auszustatten, und trat damit einen neuen Trend los.

Weniger bekannt ist die Tatsache, dass das Prinzip des Playbackgesangs als Unterhaltung schon zuvor Ende der 1960er Jahre auf den Philippinen populär war. Zu jener Zeit wurden Audiokassetten benutzt, die später vom philippinischen Erfinder Roberto del Rosario verfeinert und als Sing-along-System namens „Minus One“ angeboten wurde. Technisch gesehen hält Rosario die Patente für diese „Karaoke-Maschine“, wie ein langer Rechtsstreit mit einem japanischen Unternehmen in den 1980er Jahren schließlich ergeben hat.

Wie auch immer, in den 1990er Jahren trat Karaoke seinen Siegeszug durch ganz Asien und auch nach Europa und Amerika an. Mit

der Weiterentwicklung von Unterhaltungselektroniksystemen wurden Karaoke-Maschinen auch zunehmend zum Bestandteil von Home-Theatre-Anlagen. In Japan, Korea, Taiwan und den Philippinen sind außerdem Karaokekabinen an öffentlichen Orten wie Shopping Malls keine Seltenheit: Dort kann man nach dem Prinzip eines Münzfernsehsprechers schnell mal absingen gehen.

Karaoke via Handy

In Fernost kam es auch zu einem rapide steigenden Angebot von Karaokeklubs, in denen sich das Playbacksingens mit anderen Vergnügungen verbinden lässt. In vielen Bars kann sich der Möchtegern-

sänger auf Bildschirmen beobachten und sich bei Lightshows verlustieren.

Der letzte Schrei ist, wie könnte es anderes sein, Karaoke per Mobiltelefon. Neben einigen neuen Anwendungen ist es vor allem die Applikation „Karaoke Anywhere“ für das iPhone, die hohe Popularität erreicht hat. „Karaoke Call-out“ ist eine Anwendung für Nokia-Phones.

In Europa und den USA ist Karaoke ein Minderheitenprogramm geblieben und meistens Teil von Nachtclubunterhaltung. Private Karokesalons oder Karaokeboxen wie in Asien gibt es an sich nur in Städten mit großer asiatischer Community wie Toronto, Los Angeles oder San Francisco.

Zahl's mit dem Handy.

paybox

www.paybox.at

Sicherstes Zahlungsmittel im Internet. **paybox Testsieger**

DAS SICHERSTE ZAHLUNGSMITTEL IM INTERNET.
12 Monate paybox zum 1/2 Preis! Jetzt anmelden auf www.paybox.at!

Konservierte Kunst

Unter ihren Händen befinden sich nicht selten Werke von unschätzbarem Wert. In absolut ungestörter Umgebung der Restaurierwerkstätte des Kunsthistorischen Museums Wien nehmen acht Restauratoren mit Können und Akribie schwierige Eingriffe an Gemälden vor.

Ralf Dzioblowski

„Mich fasziniert an meiner Arbeit als Restauratorin in einem Museum wie dem Kunsthistorischen Museum vor allem das Privileg der Nähe zu den Kunstwerken und die Vielfältigkeit der Aufgabengebiete“, erklärt Monika Strolz, seit 1986 als Restauratorin ebendort beschäftigt.

Circa 8000 Kunstschätze birgt die Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums (KHM), von denen in Wien permanent circa 800 und an anderen Orten wie der Porträtgalerie auf Schloss Ambras in Innsbruck circa 700 Gemälde ausgestellt sind. Jede Museumsammlung verfügt über eine eigene Restaurierwerkstätte. In jener der Gemäldegalerie arbeiten derzeit acht Fachleute. „In der Regel wählen Menschen diesen Beruf, die auch die Eignung und die Voraussetzungen dafür mitbringen, das heißt auch über die nötige Geduld für oft langwierige Arbeiten verfügen. Doch ist ein ruhiges, ungestörtes Arbeitsumfeld für konzentriertes Arbeiten unabdinglich.“

Die Dauer einer Restaurierung ist bei jedem Bild verschieden und hängt von dessen Zustand und dem Umfang der Maßnahmen ab. Die Bandbreite reicht von wenigen Tagen für kleinere, punktuelle Maßnahmen bis zu mehreren Jahren bei umfassenden Restaurierungen. „Restauriert und/oder konserviert wird, wenn es aus konservatorischen Gründen notwendig ist, etwa bei Gefährdung der Malerschicht und/oder aus ästhetischen Gründen, wenn sich zum Beispiel alte Retuschen verfärbt haben oder Firnisse zu gelb geworden sind.“ Feine Risse in der Farboberfläche eines Ölgemäldes stellen keine Wertminderung dar und bedürfen keiner Restaurierung.

Am Beispiel der kürzlich zu Ende gegangenen Ausstellung „Vermeer. Die Malkunst. Spurensicherung an einem Meisterwerk“ wird die akribische wissenschaftliche Arbeit der Restauratoren musterergütig offenbar. Die *Malkunst*, eines der begehrtesten Gemälde der abendländischen Kunst, das Anlass zu umfassenden technologischen und konservatorischen Studien geboten hat und Besucher aus aller Welt täglich ins KHM führt, wurde in Wien von Hubert Dietrich, unterstützt durch den Chemiker Werner Jütte, in den Jahren 1995 bis 1998 restauriert.

Hundert Gemälde unter der Lupe

Diese Arbeit bildete den Ausgangspunkt für ein neues Projekt, das eine exakte Bestandsaufnahme des Zustandes und restauratorische und technologische Analysen der *Malkunst* mit aktuellen Methoden beinhaltet. Die Untersuchungen zu den verwendeten Pigmenten sowie Bindemitteln und den im Bildgefüge stattfindenden Alterungsprozessen haben das Verständnis hinsichtlich der Ursachen der Fragilität des Gemäldes verbessert. In Bezug auf die Maltechnik Vermeers war die Entdeckung eines weiteren Perspektivpunkts sowie die Auffindung von feinen Umrisslinien unter der Malschicht mittels Infrarotreflektografie wesentlich; sie ließen neue Schlüsse auf die technischen Mittel zu, die für die Bildkonstruktion und -komposition verwendet wurden.

„Im Durchschnitt befinden sich jeweils über hundert Gemälde gleichzeitig in der Restaurierwerkstätte der Gemäldegalerie, an denen etwas gemacht wird oder etwas gemacht werden muss“, erklärt Strolz. „Normalerweise arbeitet jeder Restaurator an einem Bild, das umfassend restauriert wird, sozusagen als Hauptarbeit. Zudem sind stän-



Restauratoren übernehmen mit ihrer Arbeit besondere Verantwortung für das Kulturgut gegenüber Gesellschaft und Nachwelt. Foto: KHM

dig Bilder in der Werkstätte, die zu Ausstellungen verliehen werden, an denen kleinere, punktuelle Maßnahmen zu treffen sind.“

Es gibt international gültige Standards in der Restaurierung/Konservierung wie die Richtlinien der European Confederation of Conservator-Restorers' Organizations. Etwa den Grundsatz, nur stabile und reversible Materialien

zu verwenden. Innerhalb dieser Grundsätze gibt es unterschiedliche Ansätze methodologischer und ideologischer Art. So unterscheiden sich etwa die Auffassungen hinsichtlich des Grades von Reinigungen (Firnisabnahmen), wo in den angelsächsischen Ländern tendenziell weiter gereinigt wird als etwa in Frankreich oder Österreich.

Leben

Analyse: Kunst der Diktaturen

Arno Maierbrugger

Kaum ein plausiblerer Beweis für die gesellschaftliche Relevanz von Kunst gelang den beiden diktatorischen Regimes von Adolf Hitler und Josef Stalin, die zwei in der Kunstgeschichte zuvor noch nie da gewesene radikale Zäsuren verursachten.

Beide Kunstregimes haben ihre Vorgeschichte, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Im Falle der sowjetischen Kunst kam es nach der Oktoberrevolution zu einem grundlegenden Wandel des Kunstverständnisses, nämlich einem radikalen Ende dessen, was von Lenin als bürgerliche Kunst verstanden wurde. An deren Stelle traten Revolutionskünstler wie Malewitsch, Rodtschenko, Tatlin und zahlreiche andere. Mit dem Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung wurde auch die bildende Kunst nachhaltig umgekrempelt, und die Revolutionskunst versuchte einen Neubeginn – mit enormem Einfluss auf die westliche Kunst von damals.

Doch dies änderte sich schlagartig in den später 1930er Jahren, als Stalin eine Abkehr von der avantgardistischen Revolutionskunst forderte und sie schlicht liquidierte. An deren Stelle trat der Sozialistische Realismus, eine Stilrichtung der Kunst, die 1932 vom Zentralkomitee der KPdSU als Richtlinie für die Produktion von Literatur, bildender Kunst und Musik in der UdSSR beschlossen und später für den gesamten Ostblock verbindlich wurde.

Malerei, Literatur, Musik und Architektur wurden fortan unter die Maxime der „wahrheitsgetreuen, historisch konkreten Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung“ gestellt, das heißt, Künstler waren angehalten, ihre Werke mit den Aufgaben der ideologischen Umformung und Erziehung der Werktätigen „im Geiste des Sozialismus“ abzustimmen.

Für die Formensprache dieser Kunstauffassung bedeutete dies, dass der Sozialistische Realismus Anleihen aus der Romantik und dem



Den beiden totalitären Kunstauffassungen von Josef Stalin und Adolf Hitler liegen dieselben Propagandaklischees zugrunde – was sie kitschig und trivial macht. Foto: Photos.com

Klassizismus nahm, also in Wirklichkeit alte Formen wieder aufwärmte. Verbunden mit den Propagandainhalten dieser Kunst bewegten sich die meisten Kunstwerke dieser Zeit sehr nahe an der Grenze zur Trivialität.

Der Sozialistische Realismus bestand – abgesehen von der Architekturströmung – deutlich über Stalins Tod hinaus, wenngleich die Propagandafunktionen etwas entschärft wurden.

Schaffung von Mythen

Obwohl die Regimes Stalins und Hitlers ideologisch nichts miteinander zu tun hatten, so gab es doch erstaunliche Parallelen im Bereich des totalitären Kunstverständnisses. Sowohl der Sozialistische Realismus als auch die nationalsozialistische Kunst waren im Grunde voller anspruchsloser und mit Kitsch überfrachteter Elemente, deren eigentliche Aufgabe die Schaffung von Mythen und die Pflege eines Führerkultes war.

Im Nationalsozialismus wurde Kunst in erster Linie als Funktion von Blut und Rasse gesehen. Hitler lehnte vehement alles ab, was er als nichtdeutsch, kulturbolschewistisch, jüdisch und „entartet“ in der Kunst verstand.

Mit der Einrichtung der Reichskulturkammer und folgenden Ausstellungen „Deutscher Kunst“ machte Hitler klar, was er unter reinrassiger deutscher Kunst verstand, nämlich eine plump-romantisierende, Heldenmythen pflegende Blut-und-Boden-Kunst, die von der Malerei ausging und sich in Literatur, Architektur und Musik fortsetzte. In der Wahl der Stilmittel glichen sich Nazi- und Stalinkunst erstaunlich an, wenngleich Hitler die Betonung von „Schönheit“ und „Reinheit“ extrem übersteigerte.

Die Bildthemen der Nazikunst sind Heimat, Familie, Landschaft, Arbeiter und besonders die Darstellung der „neuen nordisch-germanischen Übermenschen“, zum Beispiel bei Skulpturen von Arno

Breker oder Josef Thorak, die Verherrlichung des Krieges und die Herausstellung der Helden dieses Krieges. Die Botschaft blieb reaktionär und klischeehaft.

Weitere beliebte Themen, vor allem in der Malerei und in der Plakatkunst, waren Arbeiterszenen, Bauern und Mütter, die im Einklang mit der NS-Politik den Kult von Arbeit, Mutterschaft und Familie nährten und erwünschte Rollenmodelle zeigten. Massenkundgebungen, Aufmärsche und Sportveranstaltungen fanden wiederum Eingang in Film und Fotografie, etwa durch Leni Riefenstahl.

Der Gestaltungswille in der Architektur war monumental, vergleichbar mit Stalins Gigantomanie beim Umbau von Moskau. Unter Hitler entwarf Architekt Albert Speer zahlreiche Großbauten im Dritten Reich. Zur Vollendung seiner Hauptaufgabe ist es dann aber nicht mehr gekommen: Hitler wollte Speer zum Erbauer der Welthauptstadt Germania machen.

Leben

Buchtipps

Als Dirigent gefeiert, als Komponist umstritten

Anlässlich des 150. Geburtstags von Gustav Mahler (geboren am 7. Juli 1860 im Dorf Kalischt in Böhmen) hat der dtv-Verlag eine aktualisierte Biografie im Taschenbuchformat auf den Markt gebracht. Gleich vorweg: Man muss schon ein echter Mahlerfan sein, um sich dieses Werk zu Gemüte zu führen. Denn die knapp 1000 Seiten sind eine Herausforderung. Allerdings eine lohnende. Mahlers bewegtes, ja rastloses Leben wird behutsam penibel und angenehm lesbar beschrieben. Inhaltlich hat sich Autor Jens Fischer, emeritierter Professor für Theaterwissenschaften an der Münchner Uni, im Aufbau an Mahlers Symphonien gehalten. Es macht Spaß, mit seinen Analysen das Werk Mahlers besser zu verstehen. Die erste Symphonie etwa



beschreibt er als „Erstling, der es in sich hat. Sicher die kühnste symphonische Visitenkarte der ganzen Musikgeschichte.“ Zu Lebzeiten waren Mahlers Kompositionen umstritten. Sein Privatleben war problematisch. Nach zahlreichen Liaisons war die Ehe mit der knapp 20 Jahre jüngeren Alma Schindler nicht unproblematisch. Im „annus horribilis“ 1907 starb noch dazu Mahlers ältere Tochter Maria an Diphtherie, bei ihm selbst wurde eine Herzkrankheit diagnostiziert. Danach blieben Mahler nur noch wenige Jahre. Ein Engagement in New York ging sich noch aus. Mahler starb 1911. *cws Jens Malte Fischer: „Gustav Mahler. Der fremde Vertraute“ dtv, München, 2010, 27,70 Euro ISBN: 978-3-423-34613-9*

Termine

● **Cosmopolitan Communications.** „Cultural Diversity in a Globalized World mit Pippa Norris von der John F. Kennedy School of Government an der Harvard University“ lautet das Programm der nächsten Hedy Lamarr Lecture am Montag, den 31. Mai 2010, in der Akademie

der Wissenschaften in Wien. Die Hedy Lamarr Lectures sind eine Vortragsreihe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit Telekom Austria.

www.telekom.at

● **Schüleranwalt.** Der *Kurier*-Schüleranwalt feiert seinen zweiten Geburtstag. Gemeinsam mit

Schnappschuss

Internet-Schulwettbewerb Cyberschool



Die BHAK Rohrbach siegte beim Cyberschool-Wettbewerb 2010 mit dem „Pendelkostenrechner“ (Kategorie Classic). Das Europagymnasium Auhof/Linz gewann in der Kategorie Technics („is this healthy“). Kategorie Junior ging an die Hauptschulen Greifenburg („Wasser ist Leben“) und Spittal/Drau („brain2school“). Die HTL Donaustadt erhielt mit „Semantic Art“ den Sonderpreis für das innovativste Projekt, Mädchen der HTL Traun gewannen mit „Intelligenter Objektschutz“ Girls Only. Veranstalter C. Czaak gratulierte L. Kehr, C. Haudum und M. Klecatsky von der BHAK Rohrbach. *cc F.: Andy Urban*

Chefredakteur Christoph Kotanko, Schüleranwalt Andreas Salcher, Family-Coach Martina Leibovici-Mühlberger und zahlreichen weiteren Experten haben Besucher am Montag, den 7. Juni 2010, im Raiffeisen-Forum in Wien die Gelegenheit, sich mit weiteren Experten und Eltern zu den Themen Schule, Bildung und Pädagogik auszutauschen.

www.kurier.at

● **Software-Award.** Auch 2010 ver gibt der Softwarepark Hagenberg einen Preis. Innovation und Qualität in der Softwareentwicklung sind gefragt. Neben Auszeichnungen für Unternehmen und Forschungseinrichtungen sowie Schüler und Studenten gibt es einen Sonderpreis im Rahmen des Incubator-Programms. Einsendeschluss: 20. August.

www.softwarepark.at

Karriere

● **Sabine Ladstätter** wurde zur Grabungsleiterin in Ephesos bestellt. Wissenschaftsministerin Beatrix Karl (ÖVP) sieht das hohe Engagement der Direktorin des Österreichischen Archäologischen Instituts bestätigt. Anfang Mai wurde dem Vorschlag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Sabine Ladstätter zur Grabungsleiterin zu bestellen, von türkischer Seite zugestimmt. Der Ministerrat der türkischen Republik unter Führung von Premierminister Recep Tayyip Erdoğan und

Staatspräsident Abdullah Gül hat die Bestellung bestätigt. Bereits 2007 war Ladstätter als Grabungsleiterin von österreichischer Seite vorgeschlagen worden. „Mit Sabine Ladstätter konnte eine erfahrene, wissenschaftlich hervorragend qualifizierte und international anerkannte Archäologin für die Grabungsleitung in Ephesos gewonnen werden. Ich freue mich, dass es in einer gemeinsamen Kraftanstrengung nun gelungen ist, auch die türkische Seite zu überzeugen“, so Ministerin Karl, die insbesondere dem



türkischen Kulturminister Ertuğrul Günay dankt. Ladstätter tritt damit

die Nachfolge von Johannes Koder an. *red* Foto: BMWF



Arno Maierbrugger

Pro: Brotlose Kunst



Für wen erschafft der Künstler seine Kunstwerke? Die Frage ist so alt wie der Kunstmarkt. Zu den Blütezeiten von Renaissance, Barock, Klassik et cetera war es klar: Kunst war eine Funktion des Mäzenatentums, ein Eliteprogramm für Machthaber und den Klerus. Von der Aufklärung bis in die Jetztzeit hat sich dies radikal geändert. Kunst ist eine Funktion der Gesellschaft geworden. Heißt das, dass Künstler nun automatisch den Anspruch erheben können, vom Staat alimentiert werden zu müssen? Nein: Kunst sollte brotlos bleiben, in dem Sinne, dass ihr schöpferischer Grundimpuls unverfälscht bleibt und ihm nicht vom

Staat auf die Sprünge geholfen wird. Kunst muss sich einen Weg bahnen vom internen psychologisch-ästhetischen Abbild, das sich der Künstler von der Welt macht, seiner subjektiven Ästhetik, seiner Verarbeitung gesellschaftlicher Wirklichkeit hin zum geschaffenen Kunstwerk mit Relevanz. Kunst sollte kompetitiv sein und die Schöpfung von Kunstwerken nicht vom Staat oder von Interessengruppen verzerrt werden. Denn gewiss hat auch der Kunstmarkt seine Eigendynamik, und letztlich bestimmt der Kunstbetrachter (Konsument, Sammler, Galerist, Genießer et cetera) den Wert eines Kunstwerkes. Alles andere wäre Trocken schwimmen im Atelier mit einer Kunst ohne Funktion, die niemandem etwas sagt und die für die Gesellschaft keine Relevanz besitzt. Auch ein echter Künstler kann sich dem Wettbewerb stellen.

Margarete Endl

Contra: Hungerkünstler



Kunst soll also am wahrhaftesten sein, wenn die Künstler arm sind. Wenn Hunger als schöpferischer Grundimpuls einen Maler antreibt, wird er vielleicht besonders kreative Stillleben mit Brotlaiben schaffen. So er noch Farbe in seinen Tuben, Tiegeln oder Spraydosen hat. Wenn nicht, kann er ja mit seinem Blut malen. Eine Schriftstellerin hat es leichter, das Schreiben auf Papier ist billig, das kann man überall, in U-Bahnstationen oder auf Parkbänken, so es nicht regnet. Auch eine eigene Wohnung braucht man nicht unbedingt, man kann ja die Erfahrung von Obdachlosigkeit literarisch verwerten. Computer? Unnötiger

Luxus. Thomas Mann hat auch mit Tinte geschrieben. Zugegeben, der war wohlhabend, der wusste, dass er zu Mittag gut speisen würde.

Wenn Leute mit einem schönen Angestellte Gehalt gegen staatliche Unterstützung von Kunst wettern und für die Freiheit des Marktes plädieren, ist das seltsam. Der Markt soll also die Kunst regeln. Gerade in Zeiten, wo die Finanzmärkte die halbe Welt krachen lassen und Regierungen ständig eingreifen, um diverse Kollapse zu verhindern. Es geht nicht darum, dass jede aspirierende Künstlerin ein Grundeinkommen bis zum Lebensende und kostenlosen Friseurbesuch erhält. Sondern dass mit Arbeitsstipendien, Preisen, Ankäufen von Kunstwerken, Filmförderung und dem ganzen Brimborium den jungen Hungerkünstlern das Kunstschaffen ermöglicht wird – bis sie sich auf dem Markt behaupten können.



Kunstraub in Paris:
Überwachungskamera entlarvt prominente Täter...

Christine Wahlmüller

Kommen und zahlen



In den 80er Jahren lagen sie voll im Trend: Landesausstellungen gab es jährlich im Burgenland, in Niederösterreich (NÖ), Oberösterreich (OÖ) und der Steiermark. Auch in den anderen Bundesländern gab es sie fallweise. Am aktivsten blieben jedoch NÖ und OÖ. Dort wird inzwischen alle zwei Jahre dem immer gleichen Ausstellungskonzept gefolgt. Ein Ort wird (mit einem großen Anteil Landesbudget) renoviert, saniert oder ausgebaut, mit einer Erlebnis-Abenteuer-Ausstellung zu einem möglichst alle Alters- und Bildungsschichten ansprechenden Thema versehen. Ein zusätzliches umfangreiches Veranstaltungs-, touristisches und gastronomisches Konzept springt auf den „Ausstellungszug“ auf. Man will ja allseits von den erwarteten Besuchermassen profitieren.

Beispiel OÖ: Die diesjährige Ausstellung *Renaissance und Reformation* in Schloss Parz bei Grieskirchen ist bereits angelaufen. Insgesamt wurden rund 10,5 Mio. Euro investiert. Zusatzprogramm inkludiert. So bietet die evangelische Gemeinde in Wallern einen „Themenweg“, das evangelische Museum in Rutzenmoos zeigt Grabdenkmäler. Insgesamt werden 200.000 Besucher erwartet, die vor allem wohl in Führungen durch das Renaissanceschloss „durchgeschleust“ werden. Eine tiefer gehende Beschäftigung mit der Thematik wird nicht erwartet und verlangt. Hauptsache, die Besucher kommen und zahlen. 2011 gibt es dazu auch in Carnuntum/NÖ und Fresach/Kärnten die Chance. Fein. Gemma Ausstellung schau'n ...



Foto: Julia Stix

Karlheinz Essl

Die Kunst vermitteln

Moderne Kunst hat seit unserer ersten Begegnung im Jahre 1959 das Leben von meiner Frau und mir bestimmt und verändert. Am Anfang war es die intensive Auseinandersetzung mit Kunst, später kam das Sammeln hinzu. Sammeln ist immer subjektiv, eine Sammlung immer von den dahinter stehenden Persönlichkeiten geprägt, und so ist es auch bei uns. Anfangs auf die heimische Kunst ausgerichtet, begannen wir Ende der 80er Jahre international zu sammeln. Heute sind es

7000 Kunstwerke. Mit der Zeit kam der Wunsch, diese faszinierende Welt mit anderen Menschen zu teilen. Unser Museum, das nun seit mehr als zehn Jahren besteht, bietet jene Einblicke, die wir exklusiv bekommen, einer breiten Öffentlichkeit. Wir zeigen Werke unserer Sammlung, die wir durch Leihgaben ergänzen.

Im Vordergrund steht der offene Zugang zu unserem Haus. Das Essl-Museum hat ein umfangreiches Kunstvermittlungsprogramm, das sich durch ständig wechselnde Angebote auszeichnet; das Spektrum reicht vom Kunstfrühstück in den Ausstellungsräumen bis zum Teampainting für Topmanager. Das Angebotspektrum umfasst alle Altersgruppen. Egal

woher jemand kommt, welchen Beruf er hat und wie viel er verdient – Kunst muss für jeden zugänglich sein. Dies ist auch ein wesentlicher Grund, weshalb wir soeben die Eintrittspreise reduziert und für viele Gruppen überhaupt freigestellt haben.

Wir sind ein Privatmuseum, nehmen aber dennoch die Verantwortung wahr, den Menschen die Hemmschwelle zur Kunst zu nehmen. Private Mäzene, Sammler und Museen haben heute mehr denn je den Auftrag, Kunst zu fördern, zu vermitteln und den Zugang zur Kunst zu erleichtern. Ein Besuch im Essl-Museum in Klosterneuburg bringt auf andere Gedanken. Wer inmitten großer Werke der Gegenwartskunst steht, kann vom stressigen Alltag abschalten und über den Tellerrand hinausblicken.

Karlheinz Essl ist Unternehmer, Kunstsammler und Kunstvermittler. www.essl.museum

Anita Zieher

Voller Vertrauen



Foto: privat

Wir improvisieren täglich. Denn nichts ist so unvorhersehbar wie das Leben. Improvisationstheater bringt diesen Prozess auf die Bühne: Aus dem Moment heraus entwickeln die Spieler Szenen und Geschichten – mithilfe von Themen aus dem Publikum und verschiedenen trainierten Fertigkeiten. Die Spieler fragen das Publikum beispielsweise nach einem Schauplatz für die nächste Szene. „Im Büro“ oder „auf dem Markusplatz in Venedig“ oder was auch immer wird zugerufen. Und dann geht es los: ohne gelernten Text, nicht wiederholbar, einmalig.

Improvisation ist nicht mit Chaos gleichzusetzen. Es gibt Strukturen und Spielregeln, die die Basis für das gemeinsame Spiel auf der Bühne schaffen – und diese lassen sich lernen. Die Voraussetzungen, um diese Kunst zu einem unterhaltenden, mitreißenden Schauspiel zu machen, sind jenen Fähigkeiten ähnlich, die Führungskräfte und

Teams benötigen, um erfolgreich zu arbeiten. Improvisation lebt vom Zusammenspiel des Teams. Das erfordert von den Spielern Offenheit, Spielfreude, aktives Wahrnehmen, eine bejahende Grundhaltung und das Vertrauen in die eigene Entscheidungsfähigkeit und die der anderen.

Die Schauspieler arbeiten mit dem, was vorhanden ist: den Vorschlägen des Publikums und den Szenenangeboten der Mitspieler, meist ohne Requisiten. Ein wichtiges Prinzip des Impro-Theaters lautet „glücklich scheitern“. Gemeint ist damit ein entspannter Umgang mit dem Unvollkommenen, die Erlaubnis, Fehler zu machen oder „falsche“ Entscheidungen zu treffen. Das hilft bei der Entwicklung von mehr Gelassenheit und setzt Energie frei, die zu außergewöhnlichen Entscheidungen und Geschichten führen kann. Das Wichtigste aber ist: Improvisationstheater macht Spaß – denen, die es spielen, und denen, die zuschauen.

Anita Zieher ist Schauspielerin und Kommunikationstrainerin. www.anitazieher.at

Richard Schuberth

Ende des Booms



Foto: Marko Lipus

Kaum ist der Balkan-Boom in der Musik vom gehobenen Musikjournalismus entdeckt worden, der mit 20-jähriger Verspätung bemerkt hat, dass ethnisch stimulierte Musik nicht zwangsweise leichte Kost für Authentizitätsfreaks und Blut-und-Boden-Schwärmer sein muss, ist er auch schon wieder out.

Woran hat sich das Publikum sattgehört? Was wird als „Balkan“ empfunden? Sofort fallen Schlagwörter wie Gypsy Brass, Shantel oder Bregović. Nur hat das wenig mit Balkan zu tun, jedem Bewohner des Balkanraums wäre diese Musik genau so fremd wie Modern Talking oder Dolly Parton.

Interessant ist der indirekte Rassismus, der sich gerade in der Begeisterung fürs Östliche ausdrückt und sich als antirassistisches Statement gegen den bürgerlichen Mainstream missversteht. Der Balkan im Besonderen, der postkommunistische Osten im All-

gemeinen dient nämlich als ideologisches Mexiko: Schmutzlichkeit versus Antisepsis des heimischen Bürgerwohnzimmers, Echtheit versus Künstlichkeit, dionysisch versus apollinisch, ekstatische Enthemmung versus leistungsorientierte Kontrolle, kathartische Barbarei versus Triebsublimierung. In der Musik: Alles, was polkapunkig ausgeflippert trahst und worin sich machoide Bläsersätze mischen, das ist Balkan.

Es ist gut, dass der Balkan-Boom abflaut. Denn nach dem synkretistischen Kusturica-Karneval kann endlich wieder „echte“ Musik aus Südosteuropa punkten. Damit ist nicht authentische Volksmusik gemeint, sondern ein heterogener Pool aus tausend Formen: erstklassiger Independent-Rock, brillanter Jazz, interessante World-Music-Experimente, Neue Musik und ein in vielen noch unbekanntes Meer aus ethnomusikalischen Traditionen, die es vor der Folklore zu retten gilt wie die Prinzessin vor dem Drachen.

Richard Schuberth ist Schriftsteller und Leiter des Balkanfever-Festivals. www.balkanfever.at

Letztens trafen wir ...

Roland Düringer: „Entweder du hast ein Leben und kümmerst dich als ein Ich mit einem Namen um dieses Leben und betreust es wie ein fremdes Ding, das nichts mit dir zu tun hat, du lebst aber nicht; oder du lebst einfach“, sagt der Schauspieler, der sagt, dass er kein Kabarettist ist.

Der Mann, der kein Leben hat

Gerhard Scholz

economy: *Spiegelt sich in der Entwicklung deiner Programme über die Jahre auch deine persönliche Entwicklung wider?*

Roland Düringer: Natürlich, das kann gar nicht anders sein, weil ich ja alle meine Programme selber entwickle und schreibe. Und da kann ich immer nur Sachen aus mir selbst herausholen – was in meinem Leben gerade Thema ist, was mich beeinflusst.

Was ist die Botschaft in deinem neuen Programm „ICHEinleben“?

Es gibt ein einziges Thema, mit dem jeder was zu tun hat, das niemanden ausschließt, und das ist das Leben. Eben „ein Leben“, denn jeder glaubt, dass er ein Leben hat, aber eben nur eines. Und das ist meiner Meinung nach der große Fehler. Die Menschen haben Angst, ihr Leben zu verlieren. Du kannst dein Leben aber nicht verlieren, weil du kein Leben hast, sondern dein Leben bist. Und dieses „ein Leben haben“ oder „ein Leben sein“, das macht einen gewaltigen Unterschied.

Und wie willst du das auf der Bühne vermitteln?

Entweder du hast ein Leben und kümmerst dich als ein Ich mit einem Namen um dieses Leben und betreust es wie ein fremdes Ding, das nichts mit dir zu tun hat, du lebst aber nicht; oder du lebst einfach. Und das ist das, was ich in meinem neuen Programm machen werde: Ich werde unseren Ursprung suchen und unser Leben in Verhältnis zu dem eines Neandertalers stellen. Letzterer stellvertretend für alle indigenen Völker und für alle Naturvölker, die es jemals gegeben hat. Der Neandertaler hat einfach gelebt, der hat nie über „sein Leben“ nachgedacht.



In seinem neuen Bühnenprogramm „ICHEinleben“ stellt der Schauspieler Roland Düringer philosophische Betrachtungen darüber an, ob Menschen ein Leben haben oder sind. Foto: ORF/Milenko Badzic

Meinst du ein vorbewusstes Leben, denn Bewusstsein hat ja viel mit dem „Ich“ zu tun?

Eben nicht. Bewusstsein hat eben nichts mit dem Ich zu tun. Bewusstsein ist etwas, was immer da ist. Es gibt eine Phase in unserem Leben, an die wir uns nicht erinnern können. Wir können uns nicht an die Zeit unserer etwa ersten drei Lebensjahre erinnern. Da waren wir in einem anderen Bewusstseinszustand, hatten noch nicht dieses Ich. Da ist dir noch egal, wer du bist; du bist einfach nur, saugst alles auf, nimmst alles wahr, lachst, schreist, weinst. Und dann passiert etwas: Da schaut so eine Tante in den Kinderwagen hinein und sagt: „Ja, das ist ja der Franzi, na schau, da ist ja der Franzi“, und in dem Moment hast du einen Namen und wirst zum Franzi.

Und dann fangen die Probleme an.

Das ist ja die Essenz des Buddhismus: kein Selbst, kein Problem. Und dieses „kein Selbst“ heißt einfach, nur mehr zu leben. Zwischen-

durch passiert es uns allen, dass wir so Momente haben, wo wir plötzlich wach sind und wirklich nur leben – wenn du nur mehr schaust und nur mehr wahrnimmst. Nach einer langen Autofahrt stehst du plötzlich am Meer. Oder du gehst auf einen Berg. Oder du bist bei einem überwältigenden Ereignis dabei – bei einer Geburt oder wenn jemand stirbt. Das sind so Momente, wo das ganze Denken wegfällt; du bist dann nur mehr wach, gegenwärtig und da.

Du unterscheidest also Denken und Bewusstsein?

Ja, denn beim Denken läuft in unserem Kopf pausenlos eine Maschine, die immer mit uns redet. Wenn du aber in so einem Moment der Gegenwärtigkeit bist, dann bist du das, was du eigentlich wirklich bist, nämlich nicht dieses Ich, sondern etwas anderes, was auch immer das sein mag. Wir wissen es nicht, aber da bist du ganz einfach, da spürst du dich. Und darum begeben sich viele Menschen in Extremsituationen und machen zum Beispiel Extremsport.

Wenn du Freeclimbing betreibst, dann kannst du nur das machen und nichts anderes mehr denken, da bist du voll dabei.

Kann man dein „ICHEinleben“-Programm also als zenbuddhistische Meditation bezeichnen?

Warum müsst ihr immer allem einen Namen geben? Ich kann überhaupt nicht benennen, was das ist. Mein Problem wird nicht sein, was ich erzähle, sondern was ich nicht erzähle. Das ist ja ein Thema, über das man stundenlang reden könnte. Meine Gabe ist, dass ich einfach weiß, wie man Sachen erzählt. Man kann eine Geschichte so erzählen, dass sie uninteressant ist, aber ich stelle mich auf die Bühne und erzähle sie so, dass die Leute sie super finden. Es geht also nicht so sehr darum, was ich sage, sondern wie ich es sage.

Die Langversion ...

... des Interviews finden Sie auf:
www.economy.at



be part of it —
think networks!

Der **VTÖ** ist

- die Interessensvertretung des Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at

supported by



KONICA MINOLTA

The essentials of imaging



bizhub C652



bizhub 751



bizhub 601



bizhub C552



bizhub 501



bizhub C452



bizhub 421



bizhub 361



bizhub C360



bizhub C280



bizhub C220



Trauen Sie Ihren Augen: Ausgezeichnete Office-Systeme!

Energiesparend, leise und besonders effizient: bizhub Multifunktionssysteme sind nicht nur ausgezeichnet für Ihr Office, sondern auch für die Umwelt! Mit dem österreichischen Umweltzeichen. Infos auf www.konicaminolta.at